

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 1/2. Januar und Februar 1918. 19. Jahrgang.

Morgenlektion.

Von Bischof R. Hallbeck, gedichtet etwa 1830 für die Kleinkinderschule in Gnadental, Südafrika; übersetzt vom Herausgeber.

Wenn ich, vom Schlaf erquickt, erwach', ist Dankgebet mein erste Sach!
Gott gibt, ich dank' es seiner Gnad', was Leib und Seele nötig hat.
Ich bitt', daß Gott in seiner Güt' vor aller Sünde mich behüt'.
Dann wasch' ich mich und nehm' mein Kleid und mach' zur Schule mich bereit;
Ich les' mein Lernstück, lerne auch, ich red' nicht viel, doch merk' ich drauf.
Mein Heiland war ein braves Kind, o möcht' ich sein, wie er gesinnt:
Von außen schön, von innen rein, wie Jesus war, so will ich sein.
Das Zanken ziemt uns Kindern nicht, weil Gottes Wort dagegen spricht:
Was sich von Neid und Haß noch find't, legt ab, ihr Kinder, das ist Sünd.
Wer beißt und schlägt, hat Straf' verdient; gut ist, wer friedlich ist gesinnt.
Ich stoß und kneife nie ein Kind, doch fällt eins hin, helf' ich geschwind.
Ich spotte weder Alt noch Jung', kein häßlich Wort auf meiner Zung'!
Mein Wort muß ehrlich sein und wahr, die Lüge wird doch offenbar.
Ich nehm' nichts, was mir nicht gehört, sei's noch so klein, sei es von Wert;
Ein ehrlich Kind ist allen lieb, doch schändlich ist ein böser Dieb.
O, daß ich gegen jeden sei, so wie ich wünsche, daß er sei.
Mein Heiland litt für mich den Tod' und macht mich frei von aller Not.
Aus Dankbarkeit für seinen Schmerz geb ich ihm nun mein ganzes Herz;
Ich tu mit Lust, was er gebeut, was er nicht will, flieh ich allzeit.
Gott kennt mein Herz, wie es auch sei; er ist bei allem ja dabei.
Das macht mich voller Zuversicht. Ich weiß, mein Gott verläßt mich nicht.

Ein Eskimo-Waisenknabe in Alaska.

Von Br. Hinz, Missionar in Alaska, zur Zeit in Kleinwelka.

Wie es zu unseren Missionsschulen in Alaska kam.

Die Mission der Brüdergemeine unter den Eskimos in Alaska wurde im Jahre 1885 begonnen. Nachdem die Missionare dort mehrere Jahre gearbeitet und in verschiedenen Dörfern kleine Gruppen von Christen gesammelt hatten, machte sich das Bedürfnis nach Schulen bemerkbar, denn die Kinder der christlichen Eskimo sollten doch nicht in Unwissenheit aufwachsen.

Wie aber sollte man sie unterrichten? Die Eskimo wohnen in vielen kleinen Dörfern, die sehr weit von einander entfernt liegen. Es war unmöglich, in jedem Dorf eine Schule zu bauen und einen Lehrer anzustellen. Sogar auf dem damals einzigen Missionsplatz, der jetzigen Hauptstation Bethel am Kuskokwimfluß war die Zahl der Kinder noch zu klein für eine Schule. Da aber die Mission nicht ohne Schule bleiben konnte, wurde doch in Bethel



eine Schule errichtet und schulpflichtige Kinder aus den umliegenden Dörfern dorthin gebracht, dort beköstigt und unterrichtet. So entstand eine kleine Erziehungsanstalt in Bethel.

Die Regierung der Vereinigten Staaten unterstützte die Schule durch Gewährung von Schulbüchern und anderem Hilfsmaterial und durch einen jährlichen Beitrag zum Gehalt des Lehrers, stellte aber dabei die Bedingung, daß die Schule nach den Vorschriften der Regierung gehalten werden sollte. Daher mußte die englische Sprache gelehrt werden.

Schule wird in Alaska gewöhnlich von Anfang September bis April gehalten. In den Vereinigten Staaten dauern die Sommerferien drei Monate, in Alaska aber haben die Eskimokinder gewöhnlich vier Monate Ferien. Während dieser Ferien waren die Kinder bei ihren Eltern und Verwandten; nur ein kleiner Teil von ihnen blieb auf der Station.

Unter diesen waren auch die Waisenkinder. Manchmal nämlich werden Kinder, deren Eltern gestorben sind, von den Eskimos, besonders den Heiden, sehr vernachlässigt; man sorgt nicht für sie, daß sie genügende Nahrung und Kleidung haben. Solche arme, verwahrloste Kinder wurden nun von den Missionaren in Bethel aufgenommen und erzogen.



Renntiere in Alaska suchen Moos, ihre Nahrung, im Schnee.

2. Der Waisenknabe Marôluk.

Einer von diesen Waisen war ein Knabe namens Maroluk (spr. Ma=roo=luk) aus dem nächsten Dorf von Bethel. Als dessen Eltern starben, hätte sein Onkel ihn zu sich nehmen können, aber der war selbst sehr verkommen und steckte noch tief im Heidentum. Maroluk war wohl ungefähr 10 Jahre alt, als er in Bethel aufgenommen wurde, war aber im Verhältnis zu seinem Alter sehr klein. Welch eine Wohltat und Freude war es für diesen armen Knaben, als er nach Bethel kam und dort seinen zerrissenen Pelz von Eichhörnchenfellen ablegen und dann nach einer gründlichen Säuberung des ganzen Körpers reine Kleider anziehen konnte! Es war, als sei er in eine neue Welt gekommen. Sogar bei seinen Eltern hatte er es nicht so gut gehabt wie hier. Bald wurde er mit seinen Kameraden bekannt und fühlte sich sehr wohl unter ihnen. Und da Maroluk ein stiller, friedliebender Bursche war und niemand etwas zu leide tat, war er bei allen beliebt.

3. Das Leben im Institut.

Sie wohnten zusammen in einer Stube, in der sie auch ihre Mahlzeiten einnahmen. Diese sind natürlich einfach. Die Hauptnahrung der Eskimo besteht in Fisch und Fleisch. Die Knaben erhielten außerdem Bohnen, Reis und Brot. Sie mußten selbst das Eßgeschirr aufwaschen und das Zimmer und den gemeinsamen Schlafsaal rein halten. Sie wuschen jede Woche ihre Wäsche und hingen sie auf zum Trocknen; sie zerkleinerten Holz und holten Wasser. So hatte jeder von ihnen sein „Wochenamt“. Da gab es für Maroluk manches zu lernen. Zuerst wußte er gar nicht wie er den Besen zum Auskehren anfassen sollte. Aber nach und nach lernte er alle Arbeiten, welche die Knaben zu verrichten hatten.

In der Tischlerei lernte er auch mit seinen Genossen zusammen kleine verschließbare Kisten anfertigen, welche die Eskimo gerne kauften, um darin ihre Tassen und andere kleine Sachen aufzuheben, sie auch als Bank zum Sitzen zu benutzen. An Brettern fehlte es in Bethel nicht, denn die Mission besitzt dort eine Dampfsägemühle, die ein Missionsfreund geschenkt hat; in dieser werden jeden Sommer einige Wochen hindurch Bretter geschnitten. Auch da in der Sägemühle verrichteten die Knaben leichte Arbeiten, und so lernten sie manches machen, was ihnen später von großem Nutzen war.

4. Unterricht und Spiel.

In der Schule wurde hauptsächlich Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen und Singen gelehrt, und in der Sonntagsschule, am Sonntag Nachmittag, wurden die Kinder in biblischer Geschichte und Religion unterrichtet. Maroluk war zwar nicht sehr begabt, aber er war aufmerksam und fleißig, und so machte er doch gute Fortschritte im Lernen.

Ganz besonders lieb waren den Knaben die Freistunden, in denen sie zusammen spielen konnten. Wie bei uns, so spielen die Eskimoknaben zu bestimmten Zeiten bestimmte Spiele. Im Sommer spielen sie gern Fußball und zu Anfang des Winters, so lange das Eis nicht mit Schnee bedeckt ist, laufen sie Schlittschuh, was ihnen ein großes Vergnügen bereitet. Die Schlittschuhe machen die größeren Knaben selbst. Der Schuh, an dem die Riemen sich befinden, wird aus Holz hergestellt und darunter

ein Schlittschuheisen befestigt. Sie machen auch Rodelschlitten und fahren damit auf dem harten Schnee das hohe Flußufer hinunter. Ein neues beliebtes Spiel ist das Renntierspiel. Da ist z. B. einer der Knaben der Renntierhirte, und die andern Knaben sind die Renntiere. Der Hirte hat eine lange Leine mit einer Fangschlinge an einem Ende. Mit dieser wirft er nach den Jungens, um einen zu fangen, geradeso wie ein Renntierhirte ein Renntier zu fangen sucht, indem er ihm die Fangschlinge über das Geweih wirft. Hat der Knabe einen anderen Jungen gefangen, so reißt sich dieser ganz fürchterlich hin und her wie ein Renntier, das zu entkommen sucht, aber der Hirte hält mit aller Kraft am Ende der Leine fest. Mitunter aber reißt sich das Tier doch los und läuft dann mit der Leine davon. Dieses Spiel ist eine gute Uebung für die Knaben, die Renntierhirten werden wollen. Sie üben sich auch im Springen und im Werfen mit kleinen Wurfpfeilen und im Schießen mit Pfeil und Bogen. Jeder von ihnen soll ja später Tiere und Vögel mit Lanzen und Pfeilen erlegen können.

5. Jagdvergnügen, Treibjagden.

Die größeren Knaben, die schon mit einem Gewehr umzugehen verstehen, gehen öfters auf die Jagd. Im Winter schießen sie meistens Kaninchen und Schneehühner, im Sommer wilde Enten und Gänse, die sich dort während des Sommers aufhalten. Das macht ihnen viel Vergnügen, und jeder bemüht sich recht viel Wild zu erlegen. Die Kaninchen und Hasen, die im Sommer ebenso aussehen wie die hiesigen, sind dort im Winter ganz weiß. Wenn es kalt wird und Schnee fällt, werden ihre Haare weiß. Auch die Schneehühner, die im Sommer grau sind, haben im Winter weiße Federn. Da ist es für den Jäger gar nicht so leicht, die Tiere auf dem Schnee zu sehen; aber die Eskimo haben gute Augen und treffen auch gut.

Aus dem Jungfrauenverein in Paramaribo (Suriname).

In Paramaribo zählte der Jungfrauenverein 32 Mädchen. Jeden Freitag kamen sie zusammen. Schw. Vonllaire las vor, zwei andere Schwestern leiteten den Gesang und wieder eine Schwester beaufsichtigte die Handarbeit. Man ist anfangs verwundert, zu sehen, wie geschickt und wie gern die Mädchen schöne Handarbeiten machen. Einige sticken Buchstaben-Tücher, andere häkeln oder langettieren mit besonderer Vorliebe feine Stoffe, um sie als Taschentücher zu benutzen. Neuerdings wollen sie alle Hohlsäume machen. Da will nun jede ein Mustertuch mit lauter verschiedenen Säumen anfertigen. Zu jeder Zusammenkunft müssen die Mädchen $2\frac{1}{2}$ cent (knapp 5 Pf.) mitbringen; dafür bekommen sie dann zu Weihnachten etwas geschenkt. An einem Weihnachtsfest vor dem Krieg erhielt jedes ein langes Licht, ein biblisches Bild, eine allerliebste Sparbüchse in der Form eines Schiffes, welche holländische Freunde geschickt hatten, und die bei solchen Gelegenheiten nie fehlenden „Bollen" (Liebesmahls-Brötchen). Die Mädchen sind leider noch nicht so weit, daß sie bei solchen Feiern etwas aufsagen können. Daher wird nur gesungen, und einige Missionare halten Ansprachen. Diesmal erzählte ein Bruder von der Weihnachtsfeier der Missionskinder in Kleinwelka. Es ist schon ein großer Fortschritt, daß fast alle Mädchen jetzt Bibeln besitzen und diese mitbringen, so daß sie der Reihe nach lesen können. Wenn auch das Lesen des Holländischen ihnen noch oft schwierig erscheint und recht holprig geht, so können es doch alle, was früher nicht der Fall war.



Surinamer Frauen auf dem Markt in Paramaribo.

Es gibt ganz ehrliche schwarze Mädchen neben den feinsten Dämchen im Reformkleid oder weißer Mullbluse. Freilich, wenn man sie in ihrer Wohnung aufsucht, dann ist der Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Mitgliedern nicht mehr so groß.

Eigenartig ist es, in die beschränkte Begriffswelt dieser Leute hineinzuschauen. Kommt da eine Schwester mit dem Mädchen auf die Temperatur des Landes zu sprechen. Es war dies in der schönsten Jahreszeit, in der es morgens recht kühl ist und man friert. Sieht man aber nach dem Thermometer, so zeigt das 15° R. Wärme! Da sagt die Schwester: „Das wäre in Europa schon recht warm." Darauf die Frage: „Mit was deckt ihr euch dann aber in der Nacht zu, wenn es im Winter

sehr kalt wird?" Und da es nun den Begriff des Federbetts begreiflicherweise in dem heißen Lande nicht gibt, so hieß die Antwort, um es recht verständlich zu machen: „Mit einem ganz, ganz großen Kopfkissen." — Ein andermal kam das Gespräch auf den Kreislauf der Erde. Da machte man den Leuten an einer Apfelsine klar, wie sich die Erde dreht und woher Tag und Nacht kommt. Da meinten sie verwundert: „Was doch der Masra und die Missi (Missionar und seine Frau) für Geschichten wissen!"

Feiert der Verein sein Jahresfest oder hält er seine Weihnachtsfeier ab, so wird ein Mitglied dem andern gratulieren. In Suriname wünscht man sich nicht nur etwa am Geburtstage Glück, nein, man gratuliert auch zum Erntefest, zum Missionsfest usw. Vor Jahresfrist hatte ein Mitglied einer unserer Paramariboer Gemeinen für das Harmonium in der neuen Kirche einen Stuhl gezimmert. Da wurde nach der ersten Versammlung, in der dieser Stuhl benutzt worden war, dem geschickten Künstler von allen Helfern und Helferinnen gratuliert. Ein Europäer, der erst kurz im Lande war, meinte, der Beglückwünschte feiere seinen Geburtstag. Aber nein, die Teilnahme galt nur dem Stuhl. — Ein andermal hatten die Kinder in der Kirche gesungen. Gleich wurde ihnen gratuliert. — Doch genug: Wünschen wir dem Vereine und bei dieser Gelegenheit einmal allen Mädchenvereinen und ihren Mitgliedern Glück fürs neue Jahr! Möge der starke Herr sie alle immer näher an sich ziehen, sie in seiner Gemeinschaft bewahren und behüten bis ans Ende!



Das Gefangenenlager der Missionarsfrauen auf dem Hügel Tempe bei Bloemfontein.

Befreite und noch gefangene Missionarsfamilien.

Von der Heimkehr Herrnhuter Missionarsfamilien aus Deutsch-Ostafrika, bezw. aus der französischen Gefangenschaft habt ihr gewiß gehört! Nicht wahr, ihr lieben Kinder unserer ostafrikanischen Missionare, ihr freut euch, daß nun eure Eltern aus der französischen Gefangenschaft heimkehren! So kurz vor Weihnachten! Dieses Festgeschenk! Da wollen wir alle dem lieben Gott von Herzen danken für diese Erhörung vieler Gebete.

Am 9. Dezember hörten wir die frohe Kunde, daß zunächst 10 Personen kommen sollen, und bald hieß es dann, noch 18 Personen würden Sonntag, den 16. Dezember in der Schweiz sein. Da fehlt von den 9 Familien nur noch ein Bruder (Nielsen), der leider als Kriegsgefangener nicht frei kommt, sondern in einem Steinbruch schwere Arbeit tun muß. Auch so einer von den Tausenden und Millionen, die ganz unschuldig leiden müssen.

Dabei denken wir all der Missionarsfamilien, die Weihnachten noch in der Gefangenschaft verbringen werden! Einige Brüder in Pietermaritzburg in Südafrika, die Frauen und Kinder unserer Nyassamissionare in Tempe bei Bloemfontein, deren Männer und Väter in Tanga in Ostafrika und in Kairo in Aegytpen oder in Ahmednagar in Indien. Möchte auch ihnen allen bald die Aussicht auf die Freiheit winken! Besonders die Männer in Tanga scheinen sehr übel daran zu sein.

Besser haben es die Frauen in Tempe. Dort wurde im Herbst ein kleines Missionskind geboren, das Töchterchen der Geschwister Bauer von Nyassa. Da gabs große Freude im ganzen Gefangenenlager. Von allen Seiten kamen Geschwister, und der Tauftag war ein allgemeines Fest, zu dem viel Kuchen gebacken wurde. Der Kommandant des Lagers ist eben dort ein menschenfreundlicher Herr. Also vergeßt der gefangenen Missionare nicht!

Quittung.

Mk. 7,— für die Mission gesammelt bei einer kleinen Aufführung im Familienkreis in Christiansfeld.

Rätsel.

Die erste ist nicht sie noch es — Und ist doch etwas Männliches, — Die zweite zeigt den Ort dir an, — Wo man den Fluß durchwaten kann. — Im Ganzen hat nach schweren Stunden — Den Seelenfrieden Luther funden.

„Aus Nord und Süd" erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Ch. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3/4. März/April 1918. 19. Jahrgang.

Ein Eskimo-Waisenknabe in Alaska.

Von Br. Hinz, Missionar in Alaska, zur Zeit in Kleinwelka.

(Schluß.)

Während des Winters machten die Knaben öfters eine Treibjagd, besonders an schulfreien Tagen wie Sonnabend. In den Vereinigten Staaten und in Alaska ist nämlich des Sonnabends keine Schule. Auf diesen Treibjagden gehen manche von den kleineren Knaben mit, ja auch Erwachsene nehmen an ihnen teil. Am Kuskokwim-Strom oberhalb der Station Bethel steht Wald, und in diesem gibt es manchmal viele Kaninchen. An einer passenden Stelle gehen die Knaben in den Wald und stellen sich in einer langen Reihe auf, so daß einer den andern in dem Dickicht sehen kann. Diejenigen Knaben, die keine Gewehre haben, sind zwischen den Schützen verteilt. Auf ein Kommando hin gehen sie langsam los und verhalten sich still. Plötzlich knallt es hier und dort, und einige Kaninchen sind erlegt. Langsam gehen sie dann immer weiter, und die Kaninchen, die sich in der Nähe sehen lassen, werden zur Strecke gebracht. Endlich sind die Jäger am Ende des Waldes angekommen. Hier haben sich die meisten Kaninchen versammelt; und nun wird Feuer auf sie abgegeben, und die Gewehre knattern, als ob Maschinengewehre dort aufgestellt wären. Sie müssen sich dabei aber sehr in Acht nehmen, damit sie sich nicht gegenseitig in die Beine schießen. Welche Freude war es für den kleinen Maroluk und welcher Stolz erfüllte sein Herz, als er zum ersten Male mit einem Gewehr auf der Schulter mitgehen konnte und dann mehrere Kaninchen erlegte! Da gab es in den nächsten Tagen noch viel von der Treibjagd zu erzählen.

6. Beim Eichhörnchenfang in den Bergen.

Nachdem Maroluk einige Jahre in Bethel verlebt und manches gelernt hatte, wollte er doch auch einmal in die Berge, die man von Bethel aus im Osten sehen kann. Dahin reisen manche Eskimo aus den Dörfern am Kuskokwim im Monat April, um Eichhörnchen zu fangen, die sich dort in großer Menge aufhalten. Diese Eichhörnchen sind größer und dunkler als die hiesigen. Die Eskimo brauchen die Eichhörnchenfelle zu Pelzen, und das Fleisch essen sie. Um einen Pelz für einen Erwachsenen herzustellen, sind 45 solcher Felle erforderlich. Darum binden die Eskimo immer 45 Stück Felle in ein Bündel, und dies Bündel nennen sie: „einen Rock“. Hat ein Mann oder Knabe 450 Eichhörnchen gefangen, so sagen sie, er hat 10 „Röcke“ Eichhörnchen gefangen. Ein älteres Ehepaar, liebe, treue Christen, erklärte sich bereit, Maroluk in die Berge mitzunehmen und ihn auch während der Fischzeit bei sich zu behalten. Nachdem sie die nötigen Sachen und Lebensmittel mit Hunden und Schlitten in die Berge geschafft hatten, durfte Maroluk mitreisen. Die Schlittenfahrt dauerte zwei Tage. Maroluk war jung und konnte tüchtig neben und hinter dem Schlitten herlaufen. Als sie am Ziel angelangt waren, stellten die Leute das Zelt auf, in



dem sie dann bis Ende Mai kampierten. Zuerst nahm der alte Vater den Maroluk mit und zeigte ihm, wo die Eichhörnchen sich aufhalten und auf welche Weise sie gefangen werden. Nachher konnte er allein ausgehen und fangen. Als sie Ende Mai zurückreisen wollten, war der Schnee vom Lande verschwunden. Da machten sie ein Holzgerippe in der Form eines Bootes, überspannten es mit Renntierfell, und das Boot war fertig. In der Nähe des Zeltes war ein Fluß. Dorthin trugen sie das Boot und alle ihre Sachen, die dann ins Boot verladen wurden. Nur den Schlitten ließen sie zurück. Sie selbst setzten sich oben auf die Sachen, und nun ging es stromabwärts. Das war eine schnelle Fahrt bis zum Kuskokwim; sie mußten bei dieser Fahrt aber auf das Boot und die Strömung des Flusses sehr acht geben. Ihre Schlitten-Hunde folgten ihnen übrigens am Ufer entlang.



Bethel in Alaska mit neuer Kirche und Sägewerk. Vorn Kajaks.

7. Im Boot auf dem Fischfang.

Nun mußten die nötigen Vorbereitungen zum Fischen getroffen werden, denn im Juni ziehen die Lachse den Kuskokwim hinauf, um zu laichen, wobei sie dann von den Eskimos gefangen werden; das geschieht meistens mit langen Netzen. Die Eskimo haben am Fluß entlang bestimmte „Fischplätze". Das sind Stellen, wo sie am besten fischen können und wo der Fischfang am ergiebigsten ist. Dort auf dem Ufer haben sie Holzgerüste zum Trocknen der Fische, und daneben stellen sie ihre Zelte auf. Am Strande stehen die Boote, mit denen sie auf den Fluß fahren und ihre Netze auswerfen. Sie haben verschiedene Boote. Das eine nennen sie: Kajak. Das ist ein langes, schmales Fahrzeug und besteht aus einem leichten Holzgerippe, welches mit Fell von Seehunden ganz überzogen ist; nur in der Mitte befindet sich ein von einem Holzrahmen eingefaßtes Loch, so groß, daß eine Person darin sitzen und das Boot rudern kann. Diese Boote werden hauptsächlich von den Eskimos gebraucht, die dicht an der Küste wohnen und neben Fischfang und Jagd zu Lande Seehundsfang betreiben.

Die Eskimo, die weiter im Innern des Landes an Flüssen und Seeen wohnen, haben an Stelle des Kajaks ein Kanoe (Kanu), ein leichtes, langes Holzgestell, das mit Birkenrinde überzogen, aber oben ganz offen ist. Mit diesem Fahrzeug können sie nur auf Flüssen und Seeen fahren, wo das Wasser nicht so bewegt wird. Der Kajak und das Kanoe sind so leicht, daß ein Mann ein solches Fahrzeug auf die Schulter oder unter den Arm nehmen und eine lange Strecke tragen kann.

Außer diesen Fahrzeugen haben sie größere, offene Holz- und Fellboote. Letztere bestehen alle aus einem mit Seehundsfell überzogenen Holzgestell und sind viel leichter als die Holzboote. — Am Kuskokwim werden zum Fischen meist Kanoes und Holzboote benutzt.

Sind die Fische ans Land gebracht, so beginnt die Arbeit der Frauen. Diese nehmen die Fische aus, spalten sie und spannen sie mit einem Stückchen Holz auseinander, oder schneiden sie auch in schmale Streifen und hängen sie über Stäbe auf dem Holzgerüst zum Trocknen auf. Wenn die Fische etwas getrocknet sind, werden sie geräuchert und für den Winter in den Vorratshäusern der Eskimos aufgehoben. — Maroluk, der mit dem Fischfang schon bekannt war, konnte hier seine Kenntnisse und Fähigkeiten darin vervollkommnen. So lernte er, wie auch die andern Knaben, die Erwerbsverhältnisse des Landes kennen.

8. Nach der Konfirmation.

Nach seiner Konfirmation blieb Maroluk noch einige Jahre bei den Missionaren in Bethel. In Europa stehen einem Knaben die mannigfachsten Lebensberufe offen, und er kann wählen, welchen er ergreifen will, aber dem Eskimoknaben in Alaska steht nur ein Ziel vor Augen, und das ist: er sucht ein tüchtiger Jäger und Fischer zu werden. Das tat auch Maroluk. Daneben aber lernte er auch andere Arbeiten. Übrigens hätte er auch ein Renntierhirte werden können wie mancher von seinen Kameraden, aber wahrscheinlich hatte er dazu keine Freudigkeit, und die Missio-

nare wollten ihn auch gern auf der Station behalten, denn er war ein braver und geschickter Knabe, immer willig zu arbeiten und zu lernen. So half er bei dem Bau einer neuen Kirche und eines Wohnhauses, wobei er sich mancherlei Kenntnisse im Bauen erwarb. War die Dampfsägemühle im Betrieb, so arbeitete er in dieser; er wurde da später Heizer und Maschinist.



Buddhistenmänner in Himalaya.

9. Seine Braut.

Als Maroluk dann ein eigenes Heim gründen wollte, hatte er sich einen guten Teil seines Verdienstes gespart und konnte sich in Bethel ein schönes Häuschen bauen. Es ist ein Holzhaus, dessen Wände aus zwei doppelten Bretterverkleidungen mit dazwischengelegter wasserdichter Pappe bestehen und mit Schindeln gedeckt ist. Dann heiratete er ein braves Mädchen, das auch die Schule in Bethel besucht und sich mancherlei Kenntnisse in der Haushaltung angeeignet hatte. Sie konnte waschen und nähen mit der Hand und auf der Maschine, auch kochen und backen. Bei ihrer Mutter hatte sie die Arbeiten einer Eskimofrau erlernt. Die Frauen sind die Schneider und Schuhmacher ihrer Landsleute. Im Leder- und Zeugnähen müssen sie gleich bewandert sein. Die Eskimo in Alaska tragen Pelze aus Fellen von Eichhörnchen, Bisamratten und Renntieren. Die Pelze der Frauen und Männer sind fast ganz gleich; nur an den Frauenpelzen ist mehr Besatz und Putz. Die Stiefel werden aus Seehunds- oder Renntierfell und auch aus Fischhäuten hergestellt. Die Sohlen bestehen aus dickem Seehundsfell. Die Stiefel der Frauen unterscheiden sich von den Männerstiefeln dadurch, daß sie längere Schäfte haben. Die Frauen machen auch die Pelzmützen und Handschuhe für ihre Männer. Alle Felle zu Pelzen, Stiefeln, Mützen und Handschuhen müssen gegerbt und zubereitet werden, und das alles ist Arbeit der Frauen. So gibt es für ein Eskimomädchen viel zu lernen.

10. Die christliche Ehe.

Maroluk war dankbar, daß er so eine tüchtige und passende Gehilfin gefunden hatte; mit ihr lebte er sehr glücklich zusammen. Die Missionare freuten sich über das junge Ehepaar. Sie lebten so freundlich und friedlich beisammen, und in ihrem Haus war immer alles sauber und ordentlich. Das Beste und Schönste aber war, daß sie beide treue Christen waren, die ihr Christentum auch mit der Tat bewiesen. Nur ein Beispiel dafür! Als ein Onkel von Maroluks Frau, ein Witwer, krank wurde, nahmen sie ihn in ihr Haus und pflegten ihn liebevoll und treu monatelang bis an sein Ende. Wie dankbar war der Onkel für die liebevolle Pflege! Nie hörte er ein Wort der Klage oder der Unzufriedenheit. Er wußte, daß sie ihm den Liebesdienst gern erwiesen. Ja, Maroluk und seine Frau waren ein Licht unter ihren Landsleuten. Durch ihren christlichen Wandel wie durch Fleiß und Treue im Berufsleben waren sie ein Vorbild für andere.

11. Der angehende Prediger.

Marolut beteiligte sich auch manchmal am Halten der Versammlungen, obgleich er noch sehr jung war. Als einmal am Erntedankfest nachmittags mehrere Eskimo in der Kirche gesprochen und in ihren Reden auf die Wohltaten Gottes hingewiesen hatten, wurde zuletzt Marolut gebeten, noch etwas zu sagen. Er stand auf und sagte unter anderm: „Wir haben gehört, wie viele Gaben und Wohltaten uns zuteil geworden sind und wie viel Grund wir haben, Gott zu danken. Wenn wir nun unsern Dank darbringen, dann laßt uns nicht vergessen, ihm für die größte und beste Gabe, die er uns gegeben hat, zu danken, nämlich für seinen Sohn, der in die Welt kam, um uns selig zu machen.“ Ja, Jesus kam in die Welt, um auch die armen, verkommenen Eskimo im hohen, kalten Norden aus ihrem Elend und aus ihren Sünden zu retten und läßt ihnen sein seligmachendes Evangelium verkündigen. Und die ihn als ihren Heiland erkannt haben wie Marolut, die sind dankbar, daß sie einen Heiland haben. —

Nachschrift der Schriftleitung: Marolut und seine Frau leben noch heut in Bethel. Er ist ein lieber treuer Christ, der auch in äußerern Arbeiten tüchtig, haushälterisch und hilfsbereit ist. Wer aber dies alles liest, sei gebeten, ihm lieber von diesen Zeilen keine Nachricht zu geben!

Jesus heilt die Kranken.

Erzählung aus Himalaya.

In einem hochgelegenen Dorf im Himalaya lebte der wohlhabende Bauer Lakschman nebst seinem Bruder. Letzterer starb an einer gefährlichen Krankheit, nach kurzer Zeit seine Witwe, und nun erkrankte der älteste Sohn Lakschmans an derselben Seuche. Opfer um Opfer wurde den Göttern gebracht; alle Büffel, mit denen der Bauer gepflügt hatte, wanderten zu den Priestern. Aber der Knabe wurde immer elender und schien dem sichern Tod entgegenzugehen.

Tief betrübt saß der Vater am Bett seines sterbenden Kindes und zerbrach sich den Kopf darüber, ob auch alle Mittel angewendet seien. Da fiel ihm ein Büchlein ein, worin er einst von einem gewissen Jesus gelesen, der so viele Kranke gesund gemacht habe; an den müsse man glauben und getauft werden, so werde er helfen. Wenn er nur wüßte, wie er zu diesem Jesus gelangen könnte! Die Not trieb ihn zu einem schnellen Entschluß.

Er füllte eine Tasse mit Wasser, stand vor seinem Sohn und sagte: „O Jesus! Ich wünsche dich anzubeten und meinen Sohn dir anzubefehlen; nur weiß ich nicht, wie ich das anzufangen habe. Also sprenge ich dieses Wasser auf meinen Sohn in deinem Namen, und wenn du so gut sein willst, ihn zu heilen, so verspreche ich dir, daß ich zu denen gehen will, die deinen Weg lehren und daß ich dich anbeten und dir dienen will, wie sie es mich anweisen werden.“ Damit sprengte er das Wasser auf das Kind, und von dem Tage an wurde es besser mit ihm und es war bald vollkommen hergestellt.

Nun galt es aber, das Gelübde zu erfüllen. Anderthalb Stunden von Lakschman's Dorf entfernt wohnte ein eingeborener Evangelist. Zu ihm kam Lakschman und sagte: „Ich suche den Sprechmeister, der auf den Märkten von Jesus predigt.“ Der Evangelist brachte ihn zu dem Missionar, der bald merkte, daß er eine lautere Seele vor sich habe, und ihn in der christlichen Lehre unterrichtete.

Bald war Lakschman so weit gefördert, daß ein Tag bestimmt werden konnte, an dem er mit Frau und Kindern die heilige Taufe empfangen sollte. Seine Verwandten beschlossen, ihn mit Gewalt von dem törichten Schritte abzubringen, und hielten ihn in seinem Hause gefangen.

Aber in einer stürmischen Regennacht schlief die Wache ein. Vorsichtig weckte Lakschman nach Mitternacht sein Weib und seine Kinder und schlüpfte mit ihnen aus seinem Haus und Dorf hinaus. Man setzte ihm nach, aber am Morgen war er schon beim Missionar, wo man ihm nichts mehr anhaben konnte, und so empfing er am festgesetzten Tage samt den Seinigen die Taufe und trat der christlichen Gemeinde bei. Fröhlich und getrost kehrte er bald in sein Dorf zurück und arbeitete wie zuvor auf seinem Felde.

Die Familie wußte es, daß er für sie verloren war und ließ ihn in Ruhe. Lakschman aber wurde ein so entschiedener Christ, daß auch Fernerstehende, wenn sie seinem Wandel zusahen, ihm allmählich gewogen werden mußten. Aus „In alle Welt“.



Rätsel.

Es schmückt die Tasse und den Topf.
Bricht's ab, ist man betrübt.
Doch wird's von Alten sehr geliebt,
Wenn es verliert den Kopf.

Quittung.

Für Mission von P. P. i. M. Mk. 18.15.

Mit herzl. Dank erhalten Die Geschäftsstelle.

„Aus Nord und Süd“ erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 5/6. Mai/Juni 1918. 19. Jahrgang.

Wie einer unsrer Missionare in Suriname die (indischen) Heidenkinder zu gewinnen sucht.

Br. Legêne (sprich Leschän), der in Alkmaar am Commewijnefluß wohnt, sucht auch unter den Kindern der Indier, die auf den Pflanzungen arbeiten, Eingang zu gewinnen. In etwa 100 Kinderherzen kann er jetzt den Samen des Wortes Gottes säen. Und da freut er sich, daß diese Arbeit doch nicht vergeblich sein kann. Nein, diese Kinder können doch nicht so werden, wie die heidnischen, um die sich niemand kümmert. Sie müssen dem Heiland näher kommen, denn der Geist Gottes und Jesu arbeitet ja doch an ihren Herzen. Br. Legêne sagt: „Wenn man vor diesen kleinen Freunden steht, mit ihnen über göttliche Dinge spricht, sie mit beten sieht und hört und in ihre noch unverdorbenen, leuchtenden Gesichter schaut, muß man mit dem tiefen Verlangen erfüllt werden, diese Seelen vor dem Elend des Heidentums zu bewahren." Daß dies geschehe, darum wollen wir alle bitten. Nicht wahr?

Vor allem hat die Schultätigkeit dazu getan, daß diese Kinder etwas vom Heiland gehört haben. Br. Legêne bekam etwas Geld und davon konnte er einen jungen Christen als Lehrer anstellen; und dieser hält nun mit dem Missionar zusammen neben anderen Schulen auch Religionsunterricht. Und die Kinder, die weiter abwohnen, die besuchen eine unserer anderen Missionsschulen, die an dem Platz „Johann und Margaretha" gehalten wird. Und das ist eine wahre Musterschule; denn da arbeitet ein tüchtiger Lehrer, der zwar den Namen Rust (sprich Rüst) hat, das heißt Ruhe, der aber so eifrig ist, daß er allen Schülern etwas Tüchtiges beibringt.

Und auch andere unserer Schulen würden mehr solche indische Kinder unter ihren Schülern haben, wenn nicht die katholischen Priester diese Heidenkinder und deren Eltern so oft mit Geld bestechen, daß sie in ihre katholischen Schulen und nicht in unsere Schulen kommen sollen, ja sie säen gradezu einen Haß gegen uns Evangelische in die Herzen dieser Heiden.

Meist beginnt der Missionar in der Schule damit, daß er die Kinder ein Lied singen läßt; denn sie singen gern; und zu dem Bhajans, den Melodien der indischen Eingeborenen-Lieder, die auch diese Indier in Suriname gern singen, haben unsere Missionare vielfach neue christliche Texte geschaffen, neue Lieder gemacht, sodaß die Kinder nun nicht mehr die alten heidnischen Lieder anzustimmen brauchen, die oft keinen guten Inhalt haben. Es ist eine wahre Lust, den Eifer zu sehen, mit dem die Kinder die Lieder lernen und singen.

Und mit welcher Andacht lauschen sie dann den biblischen Geschichten! Es gibt jetzt schon eine ganze Menge solcher lustigen braunen Indier, die ebenso wie die besten Kinder in Europa auf biblische Fragen antworten können.





Eine Indier-Familie in Suriname.

Das Hauptverdienst an dem Gelingen dieser Arbeit an den Kindern, dieser, wir könnten sagen „Kindermission“, gebührt aber dem jungen Christen, der den Religionsunterricht erteilt. Er arbeitet nämlich mit ganz außerordentlicher Liebe und Treue, ja diese ganze Tätigkeit ist ihm Herzenssache. Wir wollen recht für ihn beten! Sturm und Regen hält ihn nicht ab, den Weg zur Schule zu machen. Einmal hätte es ihm um ein Haar das Leben gekostet. Er mußte über den Fluß setzen. Da schlug das Boot mit ihm um. Er hatte sein Fahrrad, das er kürzlich für seinen Dienst bekommen hatte, bei sich; und es ist ein Beweis für seine Treue, daß er, während er in der Mitte des Flusses im Wasser lag, mit äußerster Anstrengung das Rad fest hielt, bis hinzueilende Buschneger ihn retten konnten. — Immer ist er unterwegs, um Kinder aufzusuchen und zu holen. Dortzulande gibt es ja doch keinen Schulzwang, sondern die Kinder, die nicht von ihren Eltern geschickt werden, müssen zur Schule geholt werden. Da stand dann unser lieber, junger Lehrer oft schon früh um 4 Uhr auf, damit er noch, bis die Schulstunden anfingen, soviel wie möglich Kinder weither zusammenholen konnte. Und in der Schule ist er trotz seines frühen Aufstehens als Hilfslehrer des Br. Legêne und auch, wenn nötig, als dessen Dolmetscher mit großem Eifer tätig. — Der liebe Gott erhalte ihn uns, ja führe ihm noch manche Mitarbeiter zu; er segne diese ganze „Kindermission“.

Weihnachtsfreude und Trauerkunde in einem Gefangenenlager,

in dem unsere Missionarsfamilien gehalten werden.

Wie lustig mag es in dem Gefangenenlager Tempe (bei Bloemfontein) in Südafrika zugehen! Lustig zugehen in einem Gefangenenlager? Nun, Gefangene sind allerdings Gefangene, aber es gibt dort unter den Gefangenen viele kleine Leute; und ich denke, die werden die Gefangenschaft nicht so sehr empfinden. Etwa 80 Kinder! und die sind nicht anders wie alle andern kleinen Burschen und Mädchen: sie schwatzen und schreien, sie juchzen und lärmen und freuen sich ihres Lebens. Haben sie ja doch ihre Mütter bei sich, und da wissen sie sich geborgen.

Ihre Väter freilich sind nicht dort. Die haben die grausamen Engländer tausende von Meilen weggeschleppt. Sie alle, Väter und Mütter und Kinder, wurden ja im Nyassagebiet Deutsch-Ostafrikas gefangen genommen und dann nach einem gemeinsamen Aufenthalt im Süden des Nyassasees, die Männer an der Küste (nach Mombassa, dann nach Tanga) befördert, die Frauen und Kinder dagegen in den Süden Afrikas (nach Pretoria, später nach Tempe) weitergeführt. Das schon war grausam; aber noch unmenschlicher ist es, daß die Engländer selbst den Briefwechsel zwischen den Männern und den Frauen so gut wie unmöglich machen. Sie dürfen zwar wöchentlich oder monatlich einen Brief schreiben, aber die meisten dieser Briefe werden nicht befördert! Und so konnte es kommen, daß die Frauen einmal acht Monate lang von ihren Männern nichts gehört, keine Mitteilung erhalten hatten.

Als sie diese Briefe erhielten, war es gerade Weihnachten. Und da waren diese Nachrichten, wenn sie auch noch so alt waren, das Schönste von allem, was sie bekamen. Daneben aber hatten liebe Leute ihnen ein schönes Fest bereitet. Denkt Euch: Die Deutschen und auch die Buren, die in jenem Lande wohnen, überboten sich förmlich im Erweisen von Freundlichkeit. Solches Mitleid empfanden sie mit diesen armen Gefangenen, daß sie sie mit Liebe gradezu überschütteten: Sie brachten Geld, Lebensmittel, Kleiderstoffe, fertige Sachen, Spielzeug, ja sogar — denkt Euch, wie lustig! Schafe und Hühner. Die konnten die Gefangenen schlachten und einen schönen, knusprigen Festtagsbraten daraus machen! Tagelang wurde ausgeteilt. Die Empfänger all dieser guten Dinge können garnicht genug beschreiben, wie sie all diese Liebe und Teilnahme beschämt hat.

Eine der Mütter, Schw. Hedwig Heller, erzählt von ihren zwei Kinderchen: „Die Freude der Kinder war groß, als sie mit mir in das verdunkelte Zimmer gingen, wo Schw. Gustel Schmidt ein kleines Bäumchen

und einen Advents-Kranz angezündet hatte. Hildegard jubelte und Peter schlug mit den Händen auf die Bären, die er bekommen hatte, die Puppenanzüge und Spielsachen. Es war herzig anzusehen. Ihr glaubt ja nicht, wie reich die hier im Lande wohnenden Deutschen die Kinder beschenkt haben. Ab und zu kamen Kistchen mit Päckchen für die Kleinen und die Großen: Kuchen, Selterswasser, Obst und Hühner erhielten wir von den fremden Leuten geschenkt. Hildegards ganze Wonne sind ein Korbsessel und eine reizende Puppe mit reich ausgestattetem Bettchen.

Auch Peter, der am 12. Dezember ein Jahr alt wurde, hatte einen entzückenden Geburtstagstisch. — Schon Peters Tauftag war ein schönes Fest. An dem nahm fast das ganze Lager teil.

Nun aber kommt das Traurige! Denkt Euch: Nach Weihnachten bekommt die arme Mutter Heller mit ihren zwei Kindern die schmerzliche Nachricht, daß ihr Mann und der Vater ihrer Kinder — gestorben sei! Dieser hatte vom Anfang des Kriegs an Dienst bei der deutschen Schutztruppe getan. Kaum nämlich, daß im August 1914 der Ausbruch des Kriegs zwischen England und Deutschland bekannt wurde, wurde auch Br. Heller als ehemaliger gedienter Soldat (er hatte in Freiberg und vorher in Lörrach in Garnison gestanden) zu den Waffen gerufen. Zunächst blieb er in der Nähe und konnte noch immer über Sonntag seine Familie besuchen. Dann aber mußte er mit der Schutztruppe hin und her durchs Land ziehen. Lange hat er das ausgehalten: weit über drei Jahre: was in jenem heißen Lande, wo es mancherlei Krankheiten durchzumachen gibt und wo zur Kriegszeit viel Entbehrungen zu erdulden waren, viel bedeutet. Da aber ward er verwundet und fiel in der Hauptstadt des Landes in die Gefangenschaft der Engländer; wahrscheinlich mitsamt dem ganzen Lazarett. Zu seiner Verwundung kam dann noch eine schwere Fieberkrankheit; und an diesem mußte der Soldat, der so lange alle Entbehrungen und Leiden dieses schrecklichen Kriegs ausgehalten hatte, schließlich sterben! — War das eine traurige Nachricht für seine Frau und die Kinderchen in Tempe! Der kleine Peter zwar hatte den Vater überhaupt nie gesehen und die kleine Hildegard wird sich auch nicht sehr auf ihn besonnen haben, denn sie war noch klein, als er ins Feld zog. — Aber er war eben doch ihr Vater, und darum schmerzte sie sein Heimruf. Noch mehr mag ihre Mutter darunter leiden, nun allein mit ihren Kindern da zu stehen. Gott helfe ihr und ihnen, den großen und kleinen Gefangenen in Afrika!





Negerknabe mit weißen Kindern spielend.

Ums Haar in englische Gefangenschaft geraten.

Reise der Missionarsfamilie Hinz aus Alaska nach Kleinwelka nach Kriegsausbruch August 1914.

Am 3. Juni 1914, so erzählt Br. Hinz, reisten wir mit unsern zwei Kindern, der sechsjährigen Helene und dem vier Jahre alten Hermann von unserer Missionsstation Bethel in Alaska ab und am 20. Juli kamen wir in Bethlehem in den Vereinigten Staaten an. Dort blieben wir bis zum 23. Juli. An diesem Tag gingen wir in Philadelphia an Bord des deutschen Dampfers: „Prinz Adalbert“. Man sagte, die Fahrt bis Hamburg würde ungefähr 14 Tage dauern. Außer den Zwischendeck-Reisenden waren an Bord nur einige vierzig Passagiere, von denen die meisten Amerikaner waren. In den ersten Tagen erhielten wir aus den Vereinigten Staaten einige drahtlose Nachrichten über die Vorgänge in Serbien, Österreich und Rußland. Das jagte allen einen kleinen Schrecken in die Glieder. Aber die Gemüter beruhigten sich wieder. Später wurden gar keine Nachrichten veröffentlicht. Als Grund wurde angegeben, die Meldungen seien verstümmelt, so daß man sie nicht entziffern könne. Am 1. und 2. August aber erhielten wir die erschütternde Kunde von dem Ausbruch des

Krieges zwischen Deutschland einerseits und Rußland und Frankreich andererseits. Da waren mit einem Schlage die Pläne der Fahrgäste zu nichte gemacht. Das rief große Aufregung hervor! England schien noch neutral, und man glaubte, es würde so bleiben. Daher steuerte das Schiff, um nicht in die Hände der Franzosen zu fallen, am 3. August auf die englische Küste zu. Abends kamen wir in die Nähe der Küste am Ende des Kanals. Ein Boot mit einem Lotsen kam uns entgegen und brachte uns in den Hafen von Falmouth, wo schon ein deutscher Dampfer, der vor uns gefahren war, vor Anker lag. Als wir am nächsten Morgen mit unsern Kindern auf Deck kamen, gab es für sie viel zu sehen und zu fragen. Dort am Strande lag die Stadt Falmouth. Auf der Höhe bei dem Fort standen hunderte von Zelten, und daneben wurden Pferde besichtigt oder gemustert. Bald kamen einige



Der im Dienst fürs Vaterland in Deutsch-Ostafrika gestorbene Bruder A. Heller mit seiner in Tempe gefangen gehaltenen Frau.

Beamte im Boot zum Schiff. Der Kapitän wurde an Land genommen. Wir hofften, daß wir noch an diesem Tage würden weiterreisen können, aber als der Kapitän zurück kam, wurde uns gesagt, daß das Schiff hier bleiben müsse.

In der Frühe des 5. August hörten wir gar, daß England Deutschland den Krieg erklärt habe! War die Aufregung der Passagiere schon groß gewesen, so stieg sie jetzt noch größer. Es dauerte gar nicht lange, da erschienen einige Kriegsschiffe am Eingang des Hafens, und ein Motorboot mit etwa 50 Soldaten kam an unser Schiff heran. In voller Kriegsrüstung stiegen sie an Bord. Mit aufgepflanztem Seitengewehr standen sie dann überall auf dem Deck, so daß man kaum gehen konnte. Mitten auf dem Deck, wo einige Damen hin und her spazierten, stand einer mit seinem Gewehr und Bajonett so da, als wenn er einen aufspießen wollte. Das verdroß einen amerikanischen Gelehrten, er trat zu dem Soldaten und sagte: „Haben Sie Befehl erhalten, hier so zu stehen? Wenn nicht, dann gehen Sie zur Seite, sonst können Sie noch eine Dame verletzen." Der Soldat trat gehorsamst zur Seite. „Was wollen diese Soldaten? Wollen sie uns totschießen?" war die Frage der Kinder, die bis dahin noch keine Soldaten gesehen hatten. Ja, eine Amerikanerin fragte einen Soldaten ganz naiv: „Do you want to kill us?" d. h. „Wollen Sie uns töten?" Den Soldaten schien das lange Stehen nicht zu behagen und so setzten sie sich, ohne zu fragen, auf die Deckstühle der Passagiere! Diese Stühle, auf denen sie auch liegen konnten, waren ihnen sehr willkommen, denn sie hatten, wie der eine sagte, in den letzten Wochen harten Dienst gehabt. Die Erregung unter den Passagieren wurde immer größer. Ganz besonders wollte es den Amerikanern nicht gefallen, daß sie ihrer Freiheit so beraubt wurden. Sie wollten gern ans Land und durften doch nicht. Da konnte man die verschiedensten Redensarten hören. Ein amerikanischer Rechtsgelehrter sagte ganz laut zu dem englischen Offizier auf Deck: „Wir in Amerika haben so viel von der englischen Glorie gehört, aber wir können garnichts davon sehen." Beamte kamen und gingen. Der Kapitän wurde oft ans Land geholt und wieder zurück gebracht. Am 6. August hieß es, es sollten alle Passagiere und die Schiffsbesatzung ans Land gebracht werden. Um 2 Uhr nachmittag sollten alle bereit sein. Alle Koffer und alles Gepäck wurde auf Deck befördert. Ich erhielt noch ein Telegramm von unsrer Missionsagentur in London, wo ich mich angemeldet hatte, daß wir dort herzlich willkommen seien.

(Schluß folgt.)

Rätsel.

1 unbedingt 2 3 vereint,
Ist für 2 3 ein harter Feind,
Der ihm die Faust entgegenreckt,
Es kalt erwürgt und niederstreckt.

2 3 ist Mutter Erdes Kind
Es kommt hervor und es zerinnt,
Ist Quell der Unerschöpflichkeit,
Sich zu erneuen stets bereit.

Das Ganze ist der Heimatsort
Des Mannes, dessen kühnes Wort
Einst, unter seines Fürsten Schutz,
Bot einem Allgewaltigen Trutz.

S. W. aus Universum.

„Aus Nord und Süd" erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 7/8. Juli/August 1918. 19. Jahrgang.

Ums Haar in englische Gefangenschaft geraten.

Reise der Missionarsfamilie Hinz aus Alaska nach Kleinwelka nach Kriegsausbruch August 1914.
(Schluß.)

Nachdem wir einige Stunden auf Deck gestanden und gewartet hatten, kam nach 6 Uhr die Nachricht, daß wir noch auf dem Schiff bleiben müßten. Da war die Freude der Kinder in Trauer verwandelt. Sie weinten. Sie waren müde und für Abendbrot hatte niemand gesorgt, denn es hieß ja alle ans Land. So mußten vorher die Köche und Bedienten ihre Arbeit wieder aufnehmen und Abendbrot herstellen. Was aber war inzwischen geschehen? Während die Kajüten-Passagiere auf Deck standen, waren vom Zwischendeck Russen gekommen und hatten sämtliches Silbergerät, Bestecks, Serviettenringe, auch Tischtücher und andere Sachen gestohlen. Ja dem einen Passagier haben sie aus der Kajüte die Schuhe gestohlen! Die wachthabenden Soldaten, die oben auf den Deckstühlen lagen, hatten das natürlich nicht bemerkt und unser Kapitän war während dessen am Land gewesen! Am nächsten Morgen wurde die Wache verstärkt. Da waren an allen Ecken und Enden unten und oben Soldaten. Nun konnten es die Amerikaner nicht länger aushalten, und es wurde ein Schreiben an den amerikanischen Botschafter in London abgesandt, in dem dieser gebeten wurde, sie aus dieser Gefangenschaft zu erlösen. Am 8. August vormittags kam ein Boot mit einigen Beamten, die ankündigten, daß alle Amerikaner und Neutrale ans Land gebracht werden sollten. Die Pässe und Papiere der Passagiere wurden noch einmal durchgesehen und glücklicherweise erhielten wir, obgleich Deutsche, die Erlaubnis, das Schiff zu verlassen. Einige andere Deutsche und die Schiffsbesatzung mußten noch auf dem Schiff bleiben und sind dann interniert worden. Es war schon Mittag, als wir Abschied nahmen und mit unsern Kindern die schmale, steile Schiffstreppe hinab ins Boot stiegen. Der Kapitän und andere gaben uns Briefe an ihre Verwandte in Deutschland mit. Am Strande angelangt, wurde das Gepäck der Reisenden in einen Schuppen gebracht, wo es untersucht werden sollte. Aber nach langem Verhandeln wurde nur gefragt, ob Schießwaffen darin enthalten seien. Endlich kam ein Wagen, der das Gepäck gegen Bezahlung auf den Bahnhof beförderte. Wir selbst gingen zu Fuß. Fahrkarten konnten wir noch nicht kaufen, denn wir hatten kein englisches Geld. Aber wo sollten wir unser amerikanisches Geld wechseln? Die Banken waren geschlossen. Wir gingen in das Kontor eines reichen Geschäftsmannes, den wir kennen gelernt hatten und fragten, ob wir nicht unser Geld gewechselt bekommen könnten, aber die Antwort war: „Es tut uns leid, wir können keins wechseln.“ Während dessen war es 3 Uhr geworden und wir hatten seit dem Morgen nichts gegessen. So gingen wir auf dem Rückweg in ein Restaurant und ich fragte, ob wir etwas zu essen bekommen könnten, fügte aber gleich hinzu, daß wir



nur amerikanisches Geld hätten. „Haben Sie Gold?“ „Ja, ein 20 Dollar-Stück.“ „Gut, das werde ich wechseln.“ Leider erhielt ich ungefähr 5 Mark weniger zurück, als das Geldstück wert war. In diesem Restaurant fanden sich auch einige unserer Reisegefährten ein, um sich zu stärken. Dann wollte ich ein Telegramm an unsere Missionsagentur in London aufgeben, aber auch die Telegraphenämter waren an jenem Tage geschlossen. Nach 6 Uhr ging der Zug nach London ab. Die Kinder waren müde und schliefen sitzend auf der Bank. Je näher wir London kamen, um so voller wurde der Zug, auch viele Soldaten stiegen ein.

Am Sonntag, den 9. August, früh um 4 Uhr kamen wir in London an. Nachdem wir unser Gepäck erhalten hatten, nahmen wir eine Droschke, die Koffer wurden oben auf das Dach gestellt, und nun ging es los nach Fetter Lane 32. Dort kamen wir unangemeldet an, klingelten tüchtig und bald erschien Bruder S., hieß uns freundlich willkommen und brachte uns in das Missionslogis. Dann kam auch Schwester S. und begrüßte uns, und später lernten wir noch die andern Brüder, die dort im Haus arbeiten, kennen. Es wurde sehr gut für uns und unsere Kinder gesorgt. Man suchte uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Eines Tages fuhr man mit uns sogar zum Zoologischen Garten, und unsere Kinder haben heute noch nicht die großen Elefanten, Kamele und Löwen vergessen, die sie dort sahen. Natürlich wäre es noch viel schöner gewesen, wenn nicht Krieg gewesen wäre. In den Zeitungen lasen wir von den grauenhaftesten Ereignissen, die in Deutschland vorgekommen sein sollten. Da hieß es z. B. die Soldaten wollten nicht in den Krieg ziehen, in Berlin seien daher einige Hundert erschossen worden, Revolution sei in Deutschland ausgebrochen, das Pfund Pferdefleisch koste in Berlin schon 3 Mark usw. Die Festung Lüttich in Belgien sei uneinnehmbar, und dabei hatten sie die Deutschen schon längst in Besitz genommen! und der General Emmich habe aus Verzweiflung Selbstmord begangen. Auf den Straßen in London wurden Plakate umhergetragen, auf denen in großen Buchstaben stand: „Sollen wir den Kaiser nach Elba schicken?“ Auf einem anderen Plakat, das an manchen Straßenecken angeklebt war, stand: „Ist der Kaiser wahnsinnig?“ Wenn das alles wahr war, mußte es ja wirklich schrecklich traurig in Deutschland aussehen. Dennoch wollten wir nicht in England bleiben.



Picknick in Alaska, wo Br. Hinz in Arbeit stand.

Aber wie sollten wir nach Deutschland kommen? Überall lagen ja Minen, sogar bis in die Themse hinein hatten die Deutschen Minen gelegt. Doch von Folkestone ging ja noch täglich einmal ein holländischer Dampfer nach Holland (Vlissingen) ab. Nachdem wir mehrere Tage dort gewesen waren, meldeten wir uns bei der Polizei an, denn alle Deutsche mußten Meldung machen. Die Beamten waren freundlich, aber als Deutsche wurden wir doch für Feinde Englands erklärt, mußten Photographien von uns (meine Frau und ich, die Kinder nicht) machen lassen und erhielten dann einen Schein oder Paß mit der Photographie, den wir immer bei uns tragen mußten. Vier englische Meilen im Umkreis konnten wir uns bewegen. Als wir mit den Anmeldungen fertig waren, gingen wir am 20. August auf die Home-Office und baten um Erlaubnis zur Reise nach Deutschland. Für Deutschland, sagte der Beamte, könne er uns keinen Paß geben, aber bis Holland. Nun, das genügte. In 24 Stunden mußten wir nun London verlassen. Wir kauften Fahrkarten bis Utrecht in Holland und bereiteten alles zur Reise vor. Voll Dank für alle Freundlichkeit und Hilfe nahmen wir Abschied von den Brüdern und reisten am 21. August früh ab. Bruder S. begleitete uns auf den Bahnhof, wo wir nach Folkestone abfuhren. Dort gingen wir an Bord eines holländischen Dampfers und kamen abends in Vlissingen an. Von hier ging es gleich weiter nach Utrecht und Zeist, wo wir am 22. August ankamen. Hier lauteten die Nachrichten aus Deutschland so ganz anders als in London. Früh am 25. August reisten wir von Zeist ab und kamen am 27. spät abends in Kleinwelka an. Gott sei Dank, waren wir und unsere Kinder immer ganz gesund geblieben. Wir hatten viel Ursache zum Loben und Danken für Gottes Hilfe auf der langen und so gefährlichen Reise von Alaska nach Deutschland.

Wunder Gottes im Krieg vor 100 Jahren.

Im Jahr 1813 verließen zwei verheiratete Missionare Kopenhagen, um über England die dänisch-westindischen Inseln zu erreichen, die kürzlich in den Besitz der Vereinigten Staaten von Nordamerika übergegangen sind. Bald nach der Abfahrt wurde das Schiff auf mehrere Wochen aufgehalten und ihm nicht gestattet, die gesperrte Zone zu passieren. Nachdem unsere Missionsgeschwister endlich in Schottland ans Land gesetzt worden waren, reisten sie nach Portsmouth und schifften sich dort wieder ein. Als sie ihrer neuen Heimat schon sehr nahe gekommen waren, mußte eines Tages gegen Mittag festgestellt werden, daß sie von einem großen Schiff unter amerikanischer Flagge verfolgt wurden. Es stellte sich heraus, daß es ein Kaperschiff sei, das mit 14 Kanonen bestückt war, während das Schiff, auf dem sich unsere Missionsgeschwister befanden, nur über 6 Kanonen verfügte. Nichtsdestoweniger wurde alles für den ungleichen Kampf vorbereitet und die Missionare im Schiffsraum in Sicherheit gebracht, wo sie die folgenden Stunden in heißem Gebet zu Gott um Hilfe und Bewahrung flehten. Der Abend brach an, ehe das Kaperschiff auf Schußweite nahe kommen konnte; und während der ganzen Nacht tobte der Kampf, ohne daß es dem Feind trotz wiederholter Anstrengungen gelang, auf das englische Schiff überzusetzen. Obwohl die Besatzung nur 22 Mann stark war und die Angreifer 125 Mann an Bord hatten, blieb der Erfolg aus, und gerade vor Tagesanbruch, als von den 22 Mann einer getötet und elf verwundet waren und sie zu erliegen drohten, gab das Kaperschiff den Kampf auf und fuhr von dannen. Trotz starker Beschädigungen gelang es dem Schiff, das unsere Heidenboten an Bord hatte, den Hafen von St. Thomas zu erreichen. Bald langten unsere Sendboten auf der benachbarten Insel Santa Cruz an. — Fünf Jahre später erhielt eine dieser Missionarsfrauen den Besuch eines befreundeten Schiffskapitäns aus Philadelphia. In seiner Begleitung befand sich ein zweiter Kapitän. Beide waren ernste Christen. Im Lauf der Unterhaltung stellte es sich heraus, daß dieser zweite Gast, namens Boyle, das Kommando über das Kaperschiff geführt und den Angriff auf das Schiff geleitet hatte, auf dem seine Gastgeber die Passagiere gewesen waren. Als die Missionarsfrau erzählte, wie sie während des Kampfes die Stunden in inbrünstigem Gebet zugebracht hatten, gab Kapitän Boyle zu, daß es ihm seinerzeit ein Rätsel gewesen sei, wie sein Opfer ihm habe entkommen können. Nachher habe er erfahren, daß Missionare an Bord gewesen seien. Das habe ihm zu denken gegeben und habe ihn schließlich dazu geführt, sein leichtfertiges Leben aufzugeben und sich zu Gott zu kehren. Ist es nicht ein Wunder göttlicher



Hafen von St. Thomas, Westindien.

Führung, daß dieser Mann nach Jahren mit den Leuten zusammenkam, die, ohne es zu ahnen, die Werkzeuge zu seiner Umkehr gewesen waren?

Jesus heilt die Kranken.

Erzählung aus dem Himalaya.
(Schluß von Nr. 3/4.)

Lakschmans älterer Bruder Ram trat ihm wieder näher, bis er gar zu dem Wunsche kam, ihm den großen Schritt nachzutun. Die Frau war bald gewonnen, auch die Kinder taten mit, nur nicht der älteste Sohn. Dieser war früher Lakschmans liebster Neffe gewesen, hatte aber seit dessen Taufe einen solchen Groll gegen das Christentum gefaßt, daß um seinetwillen auch Vater und Mutter sich nicht offen zu Jesus bekennen mochten.

Da trat wieder ein schreckliches Fieber auf und raffte Tausende dahin. Die Seuche ergriff auch den hartnäckigen Neffen und schüttelte ihn so heftig, daß alle Hoffnungen auf sein Wiederaufkommen dahinschwanden. Was in seinem Innern vorging, konnte er nicht sagen. Aber eines Morgens schickte er nach seinem Onkel und bat ihn: „Nimm mich in dein Haus! Ich habe Unrecht getan, indem ich den Heiland verwarf. Jetzt lehre mich und hilf mir, ein Christ zu werden. Ich verlange nicht länger zu leben, aber sterben möchte ich doch als ein Christ, denn an die Götter glaube ich nicht mehr."

Mit großer Freude nahm Lakschman den kranken Neffen in sein Haus und pflegte ihn nach Leib und Seele.

Um diese Zeit besuchte der Missionar das Dorf und fand den Kranken so aufrichtigen Herzens und trotz aller Schwachheit so entschieden, nur Christo anzugehören, daß er ihn taufte und mit großer Inbrunst für ihn betete. Und siehe da, der junge Christ genas allmählich. Nun ist er nicht bloß selbst ein glücklicher Jünger, sondern auch seine Eltern und Geschwister folgten seinem Glauben und halten sich zu der Christengemeine.

Luthers Häuslichkeit.

Mehrfach war ich in Wittenberg und habe dort das schöne, große Haus gesehen, in dem Dr. Luther den größten Teil seines Lebens verbracht hat. Im Jahre 1502 war es gebaut worden, und zwar als Augustinerkloster, unter der Leitung von Dr. Staupitz, den wir ja aus der Geschichte Luthers schon von Erfurt her kennen. Das Kloster hieß das „Schwarze Haus", weil die Mönche, die darin lebten, eine schwarze Kutte trugen. Luther kam nach Wittenberg, und zwar in dieses Haus, im Jahre 1508, als ihn Staupitz nach Rücksprache mit dem Kurfürsten zum Professor an der neu errichteten Universität berief. Ins Klosterleben überhaupt eingetreten war Luther im Jahre 1505. Ihr wißt, daß er in Erfurt die Hochschule besuchte, und als er da einmal von den Ferien zurückkehrte, ereilte ihn bei Stotternheim, einem Vorort von Erfurt, ein furchtbares Wetter. Der Blitz schlug dicht neben ihm ein, und das brachte den jungen Mann zur Besinnung. Er fragte sich, was aus ihm werden würde, wenn er plötzlich sterben würde? Und in dieser ernsten Stimmung ging er ins Kloster. In Wittenberg nun wurde ihm eine Zelle angewiesen, die heutzutage nicht mehr zu sehen ist, denn sie lag in dem Turmgebäude des Klosters, das jetzt nicht mehr vorhanden ist. Das Klostergebäude lag dicht am Stadtwall, und die Elbe floß noch viel dichter am Wall vorüber als heute. So sah Luther unmittelbar auf den Strom und über ihn hinweg in das weite, fruchtbare Land. Das Zimmer lag nach der Sonnenseite nach Mittag zu, und so freute sich Luther über die warmen Strahlen des Sonnenlichtes, die in sein Zimmer schienen. Fleißig hat er hier gearbeitet.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinkinderschullied.

Von Br. Hallbeck in Gnadental, Süd-Afrika.

Lasst uns singen, fröhlich sein und in unsre Hände schlagen,
Springen, jubeln in den Reihn und das Lob der Schule sagen;
Nirgends ists für uns so schön als in unsrer Kinderschule
So vergnügt ist nichts zu sehn, als wir sind in unsrer Schule.

Denn hier hören wir: der Herr, unser Gott hat uns das Leben,
Nahrung, Kleidung, ja viel mehr, hat uns seinen Sohn gegeben.
Nirgends ists usw.

Hör'n hier, wie sich Jesus gibt, wie er einst ein Kind gewesen,
Wie er Kinder allzeit liebt und sie retten will vom Bösen.
Nirgends ists usw.

Und wir lernen sein Gebot von der Liebe zu den Brüdern
Und zum Heiland und zu Gott, die wir jedem solln erwidern.
Nirgends ists usw.

Sonne, Mond und Tag und Nacht, Meer und Land und Sturm u. Regen
Spricht uns von des Schöpfers Macht, seiner Liebe, seinem Segen.
Nirgends ists usw.

Rätsel.

Ich kenn ein kleines Volk, regieret
Von einer Fürstin ganz allein.
Der Fleiß die meisten Leute zieret,
Wen nicht, den trifft des Todes Pein,
Wer emsig ist, der darf genießen
Von einer Speise, süß und fein.
Bewaffnet stets mit scharfen Spießen
Ziehts Völklein aus. Wer mag es sein? A. B.

Quittung.

Allgemein: Mk. 5.— von Frau Wilhelmine Wetzig in Tanndorf (Mulde), darunter Mk. 2.— von 2 Lesern „Aus Nord und Süd" mit herzlichem Dank erhalten.

Expedition der Missions-Verwaltung.

„Aus Nord und Süd" erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 9/10. September/Oktober 1918. 19. Jahrgang.

Bilder aus dem Tierleben in Westtibet.

Von S. H. Ribbach.

1. Das Bergpferd.

Wer aus dem deutschen Vaterlande in die Wildnis des gewaltigen Himalayagebirges gelangt, glaubt sich dort in eine ganz neue Welt versetzt: Die Riesenberge mit ihren Gletschern, dem ewigen Schnee, die weiten Täler und Hochebenen, die ganze fremdartige Natur des Landes, die Menschen und ihre Sitten und Gebräuche, ihre Sprache, ihr Denken und Handeln, alles erscheint dem Europäer fremd. Je länger er aber im Land ist, und je mehr er seine Umgebung betrachtet und kennen lernt, desto mehr findet er auch Gleichartiges, was ihn an die Heimat erinnert, viele liebe alte Bekannte unter Tieren und Pflanzen, neben vielen anderen, deren Form und Art ihm fremd ist.

Zu den alten Bekannten gehört auch das Pferd, das dem Missionar von seiner Ankunft am Fuße der Riesenberge an ein steter Begleiter und lieber, nützlicher, unentbehrlicher Freund wird. Auf dem Rücken eines dieser kleinen hübschen, starken Tiere macht er schon seine erste Reise von Srinagar, der Hauptstadt des Kaschmirstaates, wohin ihn die Eisenbahn und die Bergkarre gebracht hatten, auf seine Station Leh in dem tibetischen Ladak.

Beobachten wir nun einmal die Pferde, die uns als Reit- und Lasttiere auf der Reise von der Station Leh nach Kyelang, unserer ältesten Station, in dem britischen Lahoul gelegen, dienen sollen. Da bringen uns drei Tibeter aus dem benachbarten Dorfe Scheh sechs Pferde angeführt; fünf sollen auf ihrem Rücken unser Gepäck, Zelt, Bettzeug, Kochgerät und Vorräte tragen, eines, ein hübscher kleiner Grauschimmel, soll meiner Frau als Reittier dienen; ich reite unser Stationspferd, einen starken Dunkelbraunen.

Jetzt im Sommer sehen die Tiere mit dem kurzen, glatten Haare recht schmuck aus. Unser Dunkelbrauner sticht freilich von den anderen Pferden noch sehr ab. Man sieht ihm an, daß er gut gepflegt und auch geputzt ist. Diese Mühe macht sich der Tibeter nicht. Im Spätherbst wächst den Bergpferden ein Pelz von langem, dichtem Haar als Schutz gegen die scharfe Kälte auf den Bergen.

Ich lasse mir die Tiere alle einzeln zeigen, um zu sehen, ob sie nicht etwa einen wunden Rücken haben. Viele Tibeter denken sich nichts dabei, wenn sie ihren Pferden immer wieder die schwere Last auf den Rücken legen, auch dann, wenn der ganze Rücken des Tieres eine große Wunde ist. Auf einer Reise über einen hohen Paß ritt ich einmal ein von den Tibetern gemietetes Pferd. Als ich aufsteigen wollte, war es sehr unruhig. Ich hielt es für Störrigkeit. Nach einer Weile bemerkte mein Begleiter, daß Blut und Eiter unter der Satteldecke hervorquoll. Wir sattelten ab: das arme Tier hatte auf dem Rücken eine große eiternde Wunde, welche die schweren Lasten ihm verursacht hatte, und welche die Leute durch ihre groben Satteldecken zugedeckt hatten. So mußte ich nun den ganzen, langen, sehr beschwerlichen Aufstieg auf den Paß zu Fuß machen. Seitdem untersuchte ich immer jedes Pferd genau, ehe ich es auf eine längere Reise mitnahm.



Nun werden die Pferde gesattelt. Auf die groben tibetischen Satteldecken aus Ziegenhaar, die manchmal etwas gepolstert sind, wird der hölzerne, ungepolsterte Sattel gelegt und mit Gurten befestigt. Nun hebt auf jeder Seite ein Mann je eine Kiste oder Ballen herauf und hält ihn solange, bis das Ganze mit Stricken am Packsattel befestigt ist. Eine leichtere Last, ein Sack mit Heu oder Stroh, Schafspelz und Schlafdecke, Wegzehrung des Pferdebesitzers u. a. wird noch zwischen die beiden schweren Stücke aufgeladen, und der Missionar muß nur aufpassen, daß der Tibeter seinem armen Tiere nicht zuviel zumutet. Die beiden Reitpferde werden mit europäischem Sattel und Zaum bedacht, und nun können die Lastpferde mit ihren Treibern abgehen. Wir suchen noch einmal den ganzen Platz ab, ob nichts vergessen ist, nehmen Abschied von unseren Freunden in Leh, dann besteigen auch wir unsere Pferde und reiten durch die Stadt, über den belebten Basar (Markt) hinaus auf die breite Hochebene, die hier sanft zum Indusflusse abfällt. Gern setzen sich unsere munteren Tiere in Galopp, und bald haben wir unsere Lasttiere überholt und traben der Indusbrücke zu, während jene mühsam sich mit ihren schweren Lasten auf dem sandigen, steinigen Wege fortbewegen.



Lastträger und Reitpferd auf den Schneefeldern des Tschandra-Tales im Himalaya.

Wenn diese Pferde gut gefüttert und behandelt werden, können sie viel leisten, ja auch recht übermütig werden. Im Anfang, ehe ich im Sattel noch so recht „zu Hause" war, geschah es einmal auf einem Ritt, daß mein Pferd, ein junger Hengst — ich ließ ihn gerade Schritt gehen — einen plötzlichen übermütigen Seitensprung machte, auf den ich nicht gefaßt war. Ich fiel — zum Glück auf Sand, nicht auf Stein oder Fels — und mein Hengst raste davon, im Übermute die Hinterbeine hochwerfend. Da kommt mir ein Reiter entgegen, ein mir bekannter Mohammedaner, der ebenfalls einen Hengst reitet. Der meinige rennt auf den fremden Hengst zu, und beide machen Anstalten, mit einander zu kämpfen, wie es die Hengste gern tun. Da faßt der Mohammedaner meinen Ausreißer vorsichtig, aber fest am Zügel und führt ihn mir zu, sonst hätte ich lange nach ihm Jagd machen müssen. Ich bestieg nun wieder meinen Gaul, und zur Strafe mußte er im Galopp den sanft bergan steigenden Weg nach Leh zurücklegen, wo er ziemlich müde ankam. Leider starb mir das schöne Tier nicht lange darauf.

Einmal war ich mit einem Kollegen einigen Missionsbrüdern und -schwestern entgegengeritten, um sie, die von einer Reise zurückkehrten, zu begrüßen. In einem Garten am Indus trafen wir zusammen. Ich begrüße die Ankommenden, indem ich meinen weißen Tropenhut schwenke. Das versteht das Pferd der einen Schwester als eine auf sich gemünzte Bosheit, scheut, macht einen plötzlichen Seitensprung und wirft die Schwester in einen Weidenbusch, zum Glück, ohne daß sie zu Schaden kam.

Ohne Fütterung legen auch die Lastpferde heute den Weg von 20 km bis zu dem Dorfe und der Herberge (Serai) im Tschuschot zurück. Dort werden ihnen die schweren Lasten abgenommen, sie werden zwei und zwei zusammengekoppelt, um erst auszuruhen, bekommen aber erst nach ein bis zwei Stunden Wasser zu trinken und dann ihr Futter, Stroh mit Kleeheu vermischt, weil ein ermüdetes Pferd kein Futter verdauen kann.

Auf den öden, menschenleeren, baumlosen Hochsteppen von Rupschu, auf welche wir vier Tage später hinaufsteigen, gibt es keine Herberge und weder für die Menschen noch für die Tiere Nahrung zu kaufen. Wir schlagen Zelte auf, halten uns an die mitgebrachten Vorräte, und die Pferde werden von zwei unsrer Leute auf einen entfernten Bergabhang geführt, wo bei einer Quelle etwas hartes Steppengras wächst. Auf diesen Hochsteppen gibt es für die Tiere acht Tage lang schmale Kost, und manche Gefahren sind zu bestehen.

Die zwei Tibeter zünden sich ein Feuer an, denn mit Sonnenuntergang verwandelt sich die Hitze des Tages in scharfe Kälte. Sie verzehren ihr kärgliches Mahl, welches aus Kollag, einem aus geröstetem Gerstenmehl mit etwas Tee hergestellten Teig besteht, hüllen sich in ihre groben Decken ein und legen sich bei ihren weidenden Pferden schlafen.

In der Nacht werden die beiden Tibeter plötzlich durch lautes, aufgeregtes Wiehern der Pferde aufgeweckt. Sie eilen auf die Tiere zu, die sich schon

ziemlich weit entfernt haben. Sie erkennen in dem matten Lichte des Mondes, wie ein großes, katzenartiges Tier in der Dunkelheit verschwindet. Ein Schneeleopard (Irbis) hatte sich an eins der abseits weidenden Tiere herangeschlichen, war ihm auf den Rücken gesprungen, hatte sich eingekrallt und wollte eben dem Tier die Schlagader durchbeißen, da erschreckte ihn der Ruf der Leute und er ließ seine Beute für diesmal fahren.

Noch öfter bedrohen Wölfe die frei weidenden Pferde. Wenn diese Feinde sich nahen, versammeln sich die zerstreuten Pferde und stellen sich im Kreise, die Köpfe nach innen, die Hinterbeine nach außen, kampfbereit auf. Sind Füllen dabei, so werden sie in die Mitte genommen. Wenn die Wölfe sich nahen, so schlagen die Pferde wütend hinten aus, und mancher Wolf mußte schon mit zerschlagenem Kinnbacken oder gebrochenen Rippen das Feld räumen und mußte zu seinem Schaden erfahren, daß Pferdefleisch nicht so wohlfeil zu haben ist, als Lammesfleisch oder Ziegenbraten.



Brücke über den Indus bei Kalatse.

Luthers Häuslichkeit.

(Fortsetzung.)

Wittenberg war kleiner als Erfurt, und so war Luther der erste Schritt dorthin nicht leicht. Bald aber sollte er selbst die dortige Universität zu einer solchen Berühmtheit erheben, daß sie unter den Hochschulen Deutschlands an erster Stelle genannt wurde. Das Lutherhaus war weithin sichtbar. Gleich wenn man vom Elstertor die Stadt betrat, lag es linker Hand. Die Ställe freilich und das Brauhaus der Mönche suchst du heut vergebens, sonst aber sind die Baulichkeiten noch die gleichen. (In dem Brauhaus hat später Luthers Frau Käthe noch die Braugerechtigkeit ausgeübt).

Kein Wunder, daß dem gelehrten Doktor Luther, nachdem er einmal mit dem Klosterleben gebrochen hatte, die Einsamkeit schwer wurde. Er schrieb einmal an einen Freund, er habe niemand, der nach ihm sähe und für ihn sorgte. „Du weißt, ich kümmre mich um Speis und Trank wenig, und so habe ich auch niemand, der mir mein Bette macht.“ Nachdem Luther nun schon einigen Freunden geraten hatte, eine christliche Ehe einzugehen, verheiratete auch er sich mit der früheren Nonne Katharina von Bora, die aus der Meißner Gegend stammte, mit 10 Jahren ins Kloster gegangen, mit 16 Jahren Nonne geworden war und schon sieben Jahre im Kloster verbracht hatte, als das Wort des Reformators auch an ihr Ohr drang und sie dazu bewog, mit neun anderen Nonnen dem Kloster zu entschlüpfen. Eines Tages fuhr ein Wagen vor, den bestiegen neun Nonnen, unter ihnen außer Käthe ein Fräulein von Staupitz und eine von Zeschau. Unter Decken hielten sie sich verborgen und langten so nächtlicherweile in Wittenberg an. Dort hatte Luther schon für sie Unterkunft besorgt. Käthe wurde beim Stadtschreiber untergebracht. Bei diesem hat sie zwei Jahre gewohnt, bis Luther sie heimführte.

Nun wurde Leben in dem früheren Kloster, dem Lutherhaus. Wir wollen es besehen, wie es heute noch steht. Hinein geht man durch eine Pforte von schönem Sandstein. Käthe hat die Pforte 1539 für ihren Gemahl machen lassen. Eingemeißelt ist Luthers Wappen, eine Rose mit dem Kreuz und der Inschrift: „Des Christen Herz auf Rosen geht, auch wenn es mitten in Dornen steht“; „57 Jahre“ (das damalige Alter Luthers) und noch der Spruch „Durch

Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein." Linker Hand führt eine Wendeltreppe in ein Vorzimmer, in dem Bänke für alle die bereitstanden, die Luther sprechen wollten. Dann betritt man die eigentliche große Lutherstube, das Wohn- und Familienzimmer. Ein mächtiger Ofen findet sich da zur Linken, fünf Stockwerk mißt er, und seine Kacheln sind mit Bildern der Evangelisten und anderer Geschichten bemalt. In der Mitte steht ein großer, eichener Tisch, um den die Familie zu den Mahlzeiten und des Abends versammelt war. In der einen Fensternische steht ein Doppelsitz, auf dem Luther und seine Gattin oft ernste Gespräche miteinander hatten. Die Fenster zeigen die damals üblichen Butzenscheiben. Die Decke und die Wände sind mit Holz vertäfelt. Auch dieses Holz zeigt Bildnisse, Engelköpfe und Blumen. Daneben liegt das Schlafzimmer, und weiterhin ein Raum, aus dem eine Falltüre in das untere Wirtschaftszimmer führt. Diese Räume alle liegen auf der Hofseite, von der Straße durch ein Vorderhaus getrennt, in dem heute das Predigerseminar sich befindet. Auf der anderen Hausseite des Lutherhauses befinden sich zwei große Säle, in denen Luther seine Vorlesungen hielt, und daran anschließend sein kleines Studierzimmer. Im ganzen hatte die Lutherfamilie acht Zimmer zur Verfügung, oben noch ein Gastzimmer und im Unterstock die Gesinderäume. Das Haus war ein Geschenk des Kurfürsten, der es 1532 dem Reformator überlassen hatte. Luther genoß übrigens auch den Vorteil, von jeglichen bürgerlichen Abgaben und Steuern befreit zu sein, wobei wir aber nicht vergessen wollen, daß Luther, als er einmal von einer Kriegssteuer im damaligen Türkenkrieg befreit werden sollte, sich energisch weigerte, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen.

Welches Leben zog nun in diese Räume ein, als Frau Käthe und eine immer wachsende Kinderschar dort Wohnung nahm! Sechs Kinder hatte Luther. Im Jahre 1526 wurde sein Hans geboren, nach dem Großvater genannt. An ihn schrieb Luther jenen herzigen Brief, der kürzlich in „Nord und Süd" zu lesen stand, in dem er eine Wiese schilderte, auf der die Kinder im Paradiese spielten, wohin auch alle frommen Buben und Mädchen kommen sollten. Hans ist später Jurist geworden und starb als Kanzleirat in Weimar. 1527 kam Elisabeth hinzu, die aber schon im Alter von einem halben Jahr heimgerufen wurde. Luther schrieb damals: „Elisabeth, mein Töchterchen, ist mir gestorben. Ein wundersam krankes, fast weibisches Herz hat sie mir zurückgelassen, so sehr jammert mich ihrer. Nie hätte ich geglaubt, daß ein Vaterherz so weich werden könne gegen seine Kinder."

Gott bescherte den betrübten Eltern zwei Jahre später als Ersatz ein Lenchen. Aber auch dieses Kind nahm er im 14. Lebensjahre zu sich. Sie war ein gar gutes und frommes Mädchen. Luther bezeugte, daß sie ihn ihr Lebtag nie erzürnt habe. Ein besonders inniges Liebesband hatte sie mit ihrem Bruder Hans geknüpft. Und als sie sterbenskrank dalag, verlangte sie sehr nach diesem ihrem Hans, den Luther in Torgau bei dem Rektor untergebracht hatte. Luther konnte ihr den Wunsch nicht abschlagen und ließ den Bruder kommen. Er schrieb an den Rektor: „Ich bitte Euch, sagt meinem Sohne Hans nicht, was ich schreibe. Mein Töchterchen ist dem Ende nahe, aber sie sehnt sich so sehr danach, den Bruder zu sehen, daß ich den Wagen schicken mußte. Sie lieben einander so sehr. Vielleicht, daß sein Kommen ihr neue Kräfte geben könnte. Ich tue, was ich kann, damit mich nicht später mein Gewissen beschwert. So sagt ihm also, daß er mit diesem Wagen eilends herkomme, um dann bald wieder zurückzukehren, wenn Lenchen im Herrn entschlafen oder aber wieder gesund geworden ist. Gott befohlen! Ihr müßt ihm also nur sagen: Es warte seiner ein heimlicher Auftrag. Sonst steht alles wohl. Den 6. September 1542." Hans traf die Schwester noch am Leben, sie mußte bis zum 20. noch liegen und leiden, und Luther litt viel mit ihr und sagte: „Ich habe sie sehr lieb, aber lieber Gott, da es Dein Wille ist, daß Du sie dahinnehmen willst, so will ich sie gern bei Dir wissen." Und da keine Hoffnung mehr war, sprach er: „Mein Töchterchen, nicht wahr, du bliebst gerne hier bei deinem Vater, ziehest aber auch gern zu jenem Vater?" „Ja, herziger Vater", sprach sie, „wie Gott will." Da wandte sich Luther um und sprach: „Ich habe sie doch sehr lieb und bin zornig auf mich selbst, daß ich mich nicht von Herzen für sie freuen kann, wiewohl ich daneben unserem Gott ein Liedlein singe und ihm ein wenig danke. Als Lenchen in den letzten Zügen lag, fiel der Vater vor dem Bette auf die Kniee, weinte bitterlich und betete, daß Gott sie erlösen wolle. Da verschied sie sanft in seinen Armen. Die Mutter stand wohl auch in der Kammer, aber in ihrer Trauer weiter vom Bette ab. Luther mußte sie trösten: „Liebe Käthe, bedenke doch, wo sie hinkommt, aber freilich, uns blutet das Herz." Da sie nun in den Sarg gelegt war, rief er ihr nach: „Du liebes Lenchen, wie wohl ist dir geschehen." Er sahe sie an, wie sie so da lag und sprach: „Ach du liebes Lenchen, du wirst wieder auferstehen und leuchten wie die Sterne, ja wie die Sonne." Und an einen Freund schrieb er: „Ich habe eine Heilige gen Himmel geschickt."

(Schluß folgt.)

Lauträtsel.

Stets ist mit F es hinderlich
Mit S zum Ausruhn eignet's sich.
Sucht in der Küche es mit K.
Beginnt's mit N, kommt ihm nicht nah!
Bei jedem einzelnen jedoch
Zeigt in der Mitte sich ein Loch.

Nach Universum 2. 5. 18.

„Aus Nord und Süd" erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11/12. November/Dezember 1918. 19. Jahrgang.

Was Kinder ausgewiesener Missionare erlebten.

Reise der Familie Filschke von Labrador nach Deutschland.

1. Abfahrt von Killinek.

Von 17.—23. September (1916) hielt sich unser Missionsschiff „Harmony“ auf dem nördlichsten Posten der Labradorküste, in Killinek, auf. Dort waren Geschwister Filschke stationiert. Ein Regierungsbefehl aber wies diese Geschwister an, mit dem Missionsschiff nach Neufundland zu fahren und sich dort zu stellen. Sie waren deutsche Staatsangehörige, und da England mit Deutschland im Krieg lag, sollte in Neufundland entschieden werden, ob sie in Labrador bleiben dürften oder nicht vielmehr nach England oder Deutschland geschickt werden sollten.

In Killinek legt das Missionsschiff, das den Proviant für die Stationen bringt, nur einmal im Jahr an. Es sind daher anstrengende Tage, wenn das Schiff da ist und alles aus- und eingeladen wird. Und nun sollten also diesmal Geschwister Filschke noch Abschied nahmen und nach Neufundland aufbrechen. Da galt es alles einzupacken. Denn wer wußte, ob sie je wieder in ihr geliebtes Labrador würden zurückkehren dürfen?

Und auch die Kinder, Richard, Martin und Gerhard, galt es reisefertig zu machen. Richard, der Kleinste, hatte gerade in jenen Tagen seinen Geburtstag. Von einer Feier konnte da natürlich nicht die Rede sein. Dazu kam, daß er gerade an seinem Geburtstag erkrankte. Fiebernd brachte ihn seine Mutter am 22. September abends aufs Schiff. Auch die Eskimo kamen nach ans Schiff. Sie wollten doch ihrem Missionar ihre Anhänglichkeit bezeugen und ihm in ihrer Wehmut die Hand drücken und noch ein letztes Lebewohl sagen. Ein Wunder, daß niemand verunglückte, denn es war schon recht dunkel und die Schiffsleute, die sonst immer hilfsbereit sind, waren nicht zu sehen. Auch brannte keine Lampe an der Treppe.

Am nächsten Morgen etwa um 6 Uhr ging die Fahrt an. Das Schiff schaukelte bald so heftig, daß ich — so schreibt Schwester Filschke — wegen der Seekrankheit nicht aufstehen konnte. Auch mein Kleiner blieb liegen, da er ebenfalls seekrank wurde und fiebrig war. Die beiden Großen gingen zum Essen, legten sich aber nachher auch nieder. Im Laufe des Tages wurde ein Schiff gesichtet. Die Offiziere kannten es aber nicht. Wahrscheinlich war es eins der drei Beobachtungsboote, die den ganzen Sommer hindurch die Küste auf- und abfuhren, um nach U-Booten zu fahnden. So verging der erste Tag.

Tags darauf, an einem Sonntag, kamen wir in Hebron an.

2. In Hebron und Okak.

Dort herrschten die Masern. Was da tun? Doch da der Kapitän nichts dagegen hatte, gingen wir ans Land, zumal wir nun schon vier Jahre in Killinek gewesen waren und dort fast nur Eskimo gesehen

hatten, uns daher freuten, endlich wieder mit deutschen Geschwistern zu sprechen. Auch für die Kinder ist es ein Fest, nach dem Aufenthalt im engen Raum des Schiffes, sich am Land zu tummeln. Das taten sie auch in ausgiebiger Weise.

Am Montag wurde alles Geschäftliche erledigt, Waren ausgeladen und eingeladen. Aber was entdeckte ich am Montag früh? Mein Bub hatte Masernausschlag. Also war sein Unwohlsein die Tage vorher nichts anderes gewesen als Masern. Und doch war er gerade an diesem Tag recht lustig und vergnügt. So mußte uns Schw. Simon Pelze und Decken borgen, daß wir den Kleinen gut einpacken konnten, als wir ihn wieder aufs Schiff brachten.

Freitag, den 29. September, früh 7 Uhr ging die Fahrt weiter nach Okak. Der Seegang war noch nicht viel schwächer, dazu kam ein recht heftiger Gegenwind, so daß die „Harmony" mit ihrem schweren Takelwerk nur langsam vorwärts kam. So langten wir erst um 11 Uhr abends in Okak an. Als wir



Eine Missionsstation in Labrador.

am Nachmittag zwischen den Okaker Inseln durchfuhren, bewunderten wir die großartige Szenerie. Im Ikrasak (d. h. Eingang oder Meerenge) steigen auf beiden Seiten hohe Felsen stellenweise fast senkrecht auf. Bald erweitert sich die Bucht und man sieht kleinere Fjorde, in denen sich immer ein Fels vor den andern zu schieben scheint, und zwischen denen kleine Wasserfälle zum Vorschein kommen. Auf der linken Seite entdeckten wir zwei Wohnplätze von Eskimos, einige Häuser und Zelte. Die Leute grüßten uns von dorther durch laute Zurufe. Auch Boote trafen wir mit Fischern, die uns zuwinkten. Das alles war den großen Buben außerordentlich interessant, und sie wollten garnicht zum Abendessen in den Salon.

Die Bäume, die man in Okak sehen kann, wie überhaupt das ganze schöne Grün, das die Berge bedeckt, macht doch Killinek gegenüber einen sehr freundlichen Eindruck. Hat doch unser Kapitän Jakson, als er hörte, wir hätten uns verpflichtet, 3 Jahre in Killinek auszuhalten, den Ausspruch getan: „Nicht drei Tage möcht ich dort bleiben!" Wir haben es schließlich vier Jahre ausgehalten und hätten auch noch ein fünftes Jahr willig hinzu getan, aber es war ja anders über uns beschlossen.

Hier kam Dr. Barlow mit seiner Frau und seinem dreijährigen Jungen auf das Schiff. Um 1/2 10 Uhr wurden die Anker gezogen, und weiter gings nach Nain. In Okak waren die Masern gerade ausgebrochen; einige Familien waren in der Kirche untergebracht worden, um von den übrigen Leuten abgesondert zu sein. Die Krankheit breitete sich aber doch aus, und es starben eine ganze Anzahl Leute, darunter auch Kinder. Die Fahrt nach Nain war besonders in ihrem ersten Teil zwischen den Inseln hin sehr schön. Die Kinder sahen allerlei Fische, sogar einen Walfisch, auch viele Vögel, Enten, Seetauben, Möven. Die Offiziere versuchten sich im Schießen, aber sie trafen nichts. — Ist es auch keine tropische farbenreiche Vegetation, so war es doch für unsre, so wenig verwöhnten Augen schon herrlich, Wälder und saftiges Grün zu sehen. Dazu färbten sich die Beerensträucher bereits rot und gelb, und das klare Wasser und der blaue Himmel halfen die Landschaft verschönern; dazwischen trafen wir Schoner, die zum Fischen von Neufundland kamen. begegneten vielen Booten und sahen die Wohnstätten der Nainer auf ihren Außenplätzen.

3. In Nain.

Gerade in der Mittagsstunde kamen wir nach Nain. Das Stationsmotorboot kam uns entgegen. Geschw. Martin und Br. Hettasch kamen uns begrüßen. Sonnabend und Sonntag konnten wir am Land verleben. Das war schön für die Kinder: dazu war das Wetter herrlich. Die Kinder schlossen bald Freundschaften mit den Kindern im Missionshaus und waren, so lang wir dort weilten, unzertrennlich. Leider kam am Sonntag ein Offizier von einem Patrouillenschiffe zu Besuch. So war es natürlich nicht so gemütlich wie es ohne diesen fremden Herrn gewesen wäre. Abends mußten wir leider schon wieder scheiden. Die liebe Schwester Martin gab mir noch Nestle-Mehl für meinen Kleinen mit, damit ich ja genug für die Reise hätte.

4. In Hoffental.

Am nächsten Morgen ging die Reise weiter nach Hoffental. Erst wieder durch Inseln hindurch. Die See war heute spiegelglatt. In unsrem Kielwasser fuhr des Patrouillenschiff bis etwa zu dem Kap, das wir umfahren mußten, da dieser Weg durch die Inseln seinem Kapitän nicht bekannt war. Draußen am Kap überholte es uns und war bald unsern Blicken entschwunden. Es meldete uns in Hoffental an, nur daß die Leute anstatt Fahnen Laternen an den Flaggstangen hochgezogen hatten. Außerdem fuhr Bruder Bohlmann mit seinem eigenen Motorboot und Laterne zur Boje, um dem Kapitän die gefährliche Stelle in

der Dunkelheit zu zeigen. Viele Leute kamen noch ans Schiff, auch die Geschw. Perret und Gesch. Bohlmann. Am nächsten Morgen wurden wir mit Sack und Pack abgeholt; denn hier in Hoffental sollten wir so lang bleiben, bis die „Harmony" von Neufundland zurückgekehrt sei. Bis dahin hatten wir fünf ruhige, wenn auch arbeitsreiche Wochen, konnten unsere Kisten umpacken. Martin und Gerhard fanden auch hier einen Spielgefährten in Ernst Heinrich Bohlmann, und Schw. Bohlmann nahm sich sogar Zeit und Mühe, den Kindern Schule zu halten. Und Perretts Kleine spielte gern mit unserm Bübchen, mit dem sie sich schnell befreundete.

Da wir eine abgeschlossene Wohnung hatten, fing ich wieder einen eigenen Haushalt an. Bald fiel der erste Schnee, war es doch schon Oktober! Da war es Zeit, ans Ernten zu denken. Hier wie auch auf den anderen Stationen (außer Killinek) war das Gemüse und die Rüben herrlich gediehen. Eine Rübe, die größte in Hoffental, wog 4 oder 6 Pfund. Das war etwas für die Kinder! Sie halfen beim Ernten tüchtig mit. Und als dann Frost einsetzte und der Teich hinter dem Dorf zufror, tummelten sie sich redlich auf dem Eis. Ernst Bohlmann verfügte ja sogar über ein Paar Schlittschuhe; unsre Kinder nahmen den Schlitten aufs Eis. Je länger die „Harmony" ausblieb, um so kälter wurde es, und Eis bildete sich schon auch am Strande. Dienstag, den 6. November kam das Schiff. Nun wurde es für uns ernst. Bis dahin hatten wir immer noch gehofft, im Lande bleiben zu dürfen, aber es sollte nicht sein. (Fortsetzung folgt.)



Eskimo von der Jagd zurückkehrend.

Luthers Häuslichkeit.

(Schluß.)

Luthers viertes Kind, Martin, 1531 geboren, wurde Theologe und starb schon mit 34 Jahren. — Am längsten haben die beiden jüngsten Kinder gelebt, der 1533 geborene Paul, Leibarzt in Dresden, der 61jährig starb und der einzige war, der Kinder hatte, (die Linie ist aber auch 1759 erloschen), sowie das 1534 geborene Gretel, des Vaters Liebling, die 1570 starb. Sie heiratete einen preußischen Adligen (von Kornheim) auf einem Gute bei Mühlhausen.

Welches Glück fand Luther in seinen Kindern! Wie scherzte er mit ihnen, wenn er ihren Spielen zusah! „Meine Kinder sind wie Königreiche, die ich ehrlicher gewonnen habe als Ferdinand sein Böhmen und sein Ungarn." Die Kleinsten standen seinem Herzen am nächsten, weil sie uns, wie er sagte, am nötigsten brauchen. Darum ist Martin, der damals der Jüngste war, mein liebster Schatz. Und wie haben ihn die Kinder mit ihren Reden und ihrem Handeln immer an die Welt der Unvergänglichkeit erinnert! „Kinder leben so einfältig, glauben ohne Zweifel, daß Gott gesagt habe, daß er gnädig sei und uns einst das ewige Leben geben werde. Sie sorgen nicht, und Gott gibt ihnen Gnade, daß sie lieber Kirschen essen als Geld zählen, daß ihnen an einem schönen Apfel mehr gelegen ist als an einem Goldgulden. Sie fragen nicht, was das Korn kostet und sind sicher, daß sie es zu essen finden werden. Gott, der ihnen Leben und Kleider gegeben hat, wird sie auch ernähren." Lehnchen, fragte er einmal, was soll dir der heilige Christ bescheren? Und als sie dies und das aufzählte, da hatte er seine helle Freude an ihren festen Weihnachtsglauben. Martin schmückte sich einmal eine Puppe als Braut, und Luther lachte herzlich: So aufrichtig und ohne Bosheit waren wir im Paradies. Solche natürliche Scherze sind die besten. Einmal lagen auf dem Tische schöne Pfirsiche und anderes Obst, und die Kinder standen davor und beschauten sie in fröhlicher Erwartung. Da sprach der Vater: Das ist ein Bild eines, der sich in Hoffnung freut. Ach, daß wir dem jüngsten Tag so in Hoffnung froh entgegengehen könnten. Im Jahre 1538 sah er einmal seine Kinder an dem Tisch sitzen. Da sprach er: Wie hat der Freund der Kinder gesagt? Wahrlich, es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Ei, lieber Gott, Du machst es zu grob, daß Du solche Närrlein so hoch erhebest, der Du die Klugen und Weisen verwirfst und nimmst diese Narren an!

Luthers Erziehung war streng, besonders den Söhnen sah er nichts nach. Der Mutter Käthe war es oft zu viel. Hans durfte einmal drei Tage lang ihm nicht vor die Augen kommen, so daß schließlich

Luthers Freunde mit der Mutter für das Kind baten. Da rief Luther: Ich will lieber einen toten, als einen ungeratenen Sohn haben. Andere Leute nehmen ein Exempel daran, wie unsere Kinder sind, und dabei erfahren wir vieles nicht von unseren Kindern, auch wenn es schon auf allen Straßen bekannt wäre; darum muß ich das, was ich erfahre, streng bestrafen. Hans war übrigens ein frühreifes Kind. Man denke sich, mit 8 Jahren wurde er als Student in Wittenberg eingeschrieben, und 1539 schon, also mit 13 Jahren, wurde er mit dem nur wenig älteren Sohn von Melanchthon, Baccalaureus. — Mit 16 Jahren aber gab Luther den Sohn noch einmal zu einem tüchtigen Schulmann, dem Rektor in Torgau. Dort sollte er Grammatik und Musik, vor allem aber Sittenstrenge lernen. — Den allerersten Unterricht, den erteilte in Luthers Hause die Muhme Lehne, eine Tante von Luthers Frau, die nach dieser aus demselben Kloster in Nimptschen, wo Käthe gewesen war, entwischte. Sie war der gute Hausgeist und die Freundin der Kinder bis zu ihrem Tode 1537. Sie hatte ihr eigenes Stübchen, wie denn Luther auch gern seine Eltern zu sich genommen hätte, sie aber wollten Mansfeld nicht verlassen.

Wer schenkte uns das Weihnachtslied „Stille Nacht“?

Wißt ihr, wann und von wem unser Weihnachts-Lieblingslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ gedichtet worden ist? Denkt Euch, es feiert dies Jahr zu Weihnachten seinen 100. Geburtstag. Da lebte in Oberndorf an der Salzach bei Salzburg im Österreichischen ein Vikar, ein junger Pfarrer, namens Mohr. Der war der Sohn eines Musikers und dichtete das Lied am 24. Dezember 1818. Und am selben Tag noch machte der Lehrer Gruber, ein Webersohn, im Nachbarstädtchen Arnsdorf die schöne Melodie dazu. Auf seinem Grabe auf dem Kirchhof zu Hallein steht: „Was er im Lied gelehrt, geahnt im Reich der Töne: Am Urquell schaut er's nun das Wahre und das Schöne.“ Oberhalb der Tür zu seiner ehemaligen Dienstwohnung in Hallein ist jetzt eine Tafel angebracht, auf der die Worte stehen: „Dem Schöpfer des altbekannten Weihnachtsliedes „Stille Nacht.“ Und am Schulhaus zu Arnsdorf liest man die Frage: „Stille Nacht, heilige Nacht, wer hat dich o Lied gemacht?“ Und die Antwort: „Mohr hat mich so schön erdacht, Gruber zu Gehör gebracht.“ So haben sich Geistlicher und Lehrer zusammengetan, um diese gemütvolle Weise uns zu geben, ohne die die Weihnacht feiernde Welt gar nicht mehr zu denken ist. Der liebe Gott aber lasse allen, die das Lied dies Jahr wieder singen, das Kindlein von dem es spricht, recht groß und heilig sein. Denn wir wissen: „Wär Christus tausendmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, so wärst du doch verloren.“

Dreisilbige Scharade.

Die ersten wurden in früheren Tagen
Von allen Tieren als Haut getragen.
Dann machten die Menschen sie sich zunutze
Hauptsächlich für Hände und Füße zum Schutze.
Die dritte nützt dir sehr wenig allein,
Doch recht willkommen ist sie zu zwein.
Das ganze werden muntre Knaben
Von jeher sehr gerne gelesen haben.

Nach Universum vom 2. 5. 18.

Lösung der Rätsel.

Nr. 1 Erfurt. Nr. 3 Henkel, Enkel. Nr. 5 Eisleben. Nr. 7 Bienen. Nr. 9 Fessel, Sessel, Kessel, Nessel. Nr. 11 Lederstrumpf.

Inhalt von „Aus Nord und Süd“ 1918.

„Aus Nord und Süd“ erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.